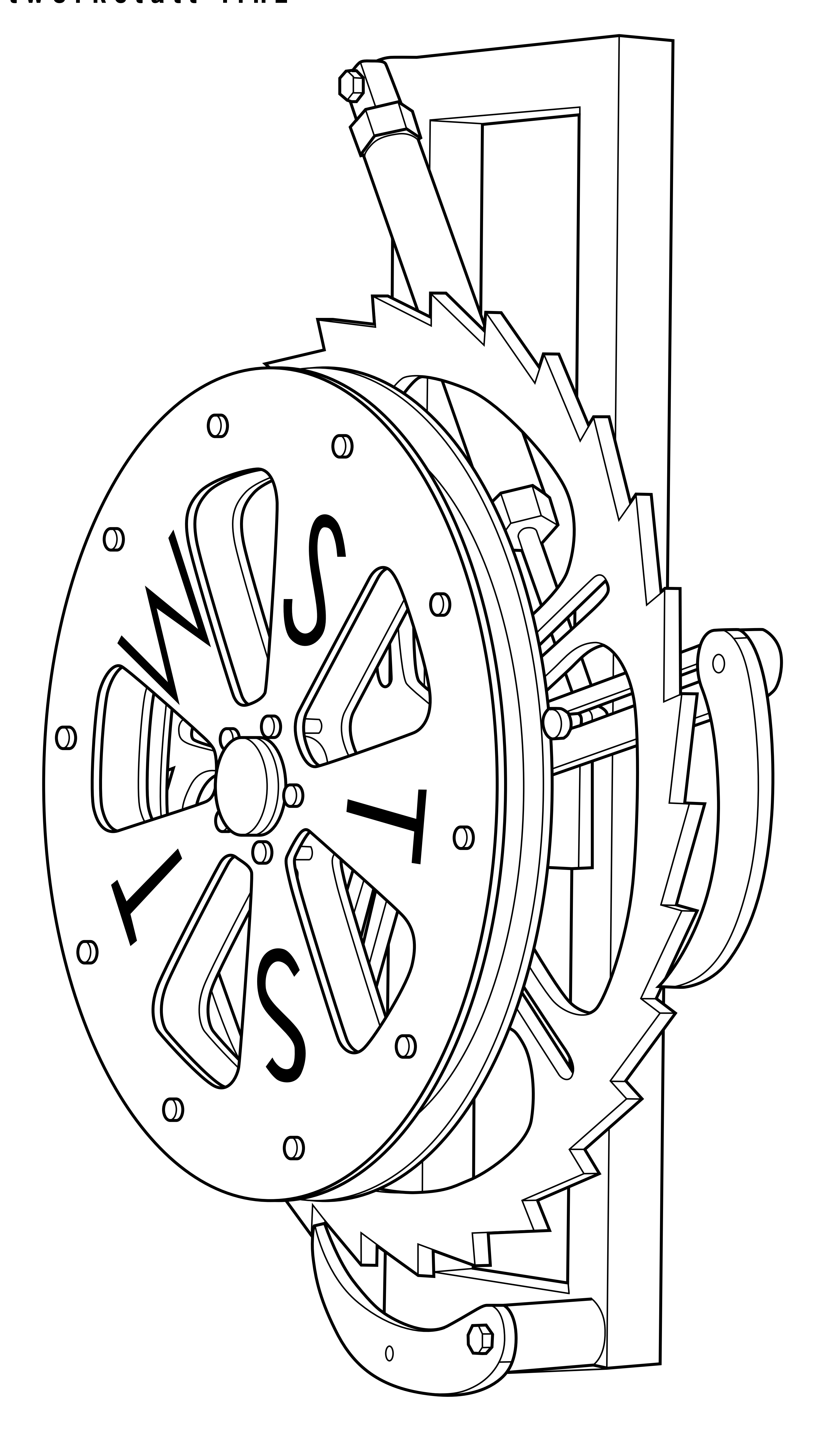
VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge *# 0104*



dezember 2014

versorgerin Nr / 104 / DEZ 2014 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Der Kanzler »inferior«, die Volkspartei bald »ein toter Ast am Baum der Geschichte«, unten herrscht der »Tiefe Staat«: Erwin Riess zeichnet auf Seite 3 dieser *Versorgerin* ein düsteres Bild von Österreich im Herbst 2014. Schon trostlos. Also Musik. Doch halt:

»Wer nur etwas von Musik versteht, versteht auch davon nichts.«, sagt Hanns Eisler. Und so werfen auch die Texte in unserem kleinen Musik-Schwerpunkt den Blick verstärkt auf das »Außermusikalische«, das Gesellschaftliche. Der Komponist Clemens Nachtmann sieht auf Seite 5 in den Vermittlungsformen des Kulturbetriebs kaum eine Chance, Neue Musik tatsächlich zu erfahren. Über das Verhältnis von Musik und Film, insbesondere die Verwendung von Verfahrensweisen der Neuen Musik schreibt Magnus Klaue auf Seite 7. Wie in einer Art Talkshow lässt Gerhard Scheit auf den Seiten 8 und 9 in seinem Text über den »Postmodernen Parsifal« heutige Stars der »Philosophen-Szene«, allesamt bedenkliche Wagnerianer, auftreten. Die Möglichkeiten des Musikmachens als feministische DIY-Strategie in Zeiten des Neoliberalismus befragt Kristina Pia Hofer auf Seite 12.

Der Ethnologe Felix Riedl hat sich durch eine Fülle von neueren psychoanalytischen Filminterpretationen gelesen und fand darin vielfach »den Optimismus einer von Marx-Lektüre und kritischer Theorie gereinigten Psychoanalyse« (Seite 11). Über eine der Entdeckungen Freuds, die Bisexualität von Mann und Frau, und deren Verdrängung schreibt Renate Göllner, Mitherausgeberin von *Mit Freud. Gesellschaftskritik und Psychoanalyse*, auf Seite 10.

Im September haben sich mehr als 55 Prozent der Schotten gegen eine Loslösung von Großbritannien ausgesprochen. Richard Schuberth rät anlässlich des Referendums, dem Mythos eines »linken Nirvanas nördlich des Tweed« nicht auf den Leim zu gehen.

Von Stepan Grigat sind in den letzten Jahren viele Beiträge zu Israel, Antisemitismus und Antizionismus in der *Versorgerin* erschienen. Sein neues Buch *Die Einsamkeit Israels* rezensiert Florian Markl auf Seite 15.

Lisa Bolyos schreibt auf Seite 17 über die Flucht von Emmanuel Mbolela vom Kongo nach Europa und über die Anstrengungen, das Recht auf einen sicheren Fluchtweg durchzusetzen. Über den »Eiertanz« um »Social Freezing« berichtet Svenna Triebler auf Seite 19.

Vor wenigen Tagen hat die Wimmer Medien seine »Nachrichten« eine Attacke gegen Dorf TV reiten lassen, wie man sie eigentlich kaum für möglich gehalten hätte. Otto Tremetzberger über das Wie und Warum auf Seite 20.

Erfreuliches zum Beschluss: Seit dieser Ausgabe verstärken Tanja Brandmayr – sie stellt dieses Mal den Schriftsteller Christian Steinbacher (S. 21) vor – und Claus Harringer die Redaktion. Claus Harringer hat das Treiben der »Wahnwichtel« (J. Ditfurth) auf dem Linzer Hauptplatz beobachtet (S. 14). Auch das muss es offensichtlich in dieser Stadt geben.

Ade
k.



servus@servus.at

Arbeit im *dorf* und in der Stadt.

Wenn man im Haus der Stadtwerkstatt arbeitet, ist man immer wieder auch mit Kritik von »Außen« konfrontiert. Ein Großteil dieser Kritiker_innen behaupten, dass Initiativen wie Stadtwerkstatt, servus.at, Radio FRO, Dorf TV, u.a. unnötig sind und zudem auch noch übersubventioniert.

Erst unlängst ist es wieder passiert, dass auf dem Titelblatt der Oberösterreichischen Nachrichten, einem Lokalblatt, das man beim besten Willen nicht als unabhängig bezeichnen kann, Dorf TV zum Aufhänger wird, um Stimmung zu machen gegen Projekte, die sich erfolgreich selbst organisieren und in besetzte Territorien/Kanäle vordringen, wo man sie einfach nicht haben will.

Wer also keinen Beitrag zu bestehenden Systemen im Sinne einer Verwertungslogik liefert, diese gar genauer unter die Lupe nimmt und dann noch von konstruierten Wahrheiten spricht ist im herrschenden System nicht zuordenbar. Das ist ein Problem. Es bedeutet aber eigentlich, dass denken, oder anders denken, endlich mal abgeschafft werden soll. Wo kommen wir auch hin, wenn alle mal zum Denken anfangen, geschweige denn, wenn dann auch noch gehandelt wird!

In den wiederkehrenden Kritiken und Kommentaren schwingen unterschwellig Vorstellungen von Luxus und einem herrlichen Paradies mit, wo Künstler_innen, Kulturschaffende und irgendwelche Freigeister sich zu Lasten des Staates ein wunderbares Leben gestalten und sich dem Denken widmen können, während andere hart arbeiten müssen, um das zu ermöglichen.

So platt und eindimensional diese Vorwürfe sind, so schön lassen sie sich auch interpretieren. Es scheint eine Form von Neid zu sein, der sich vielleicht darauf bezieht, dass, wie am Beispiel Stadtwerkstatt, Leute ein- und ausgehen in dem Haus, die fähig sind sich selbst Strukturen zu schaffen, in denen es selbstdefinierten Sinn macht zu leben, zu arbeiten und zu forschen. Nebenbei sei erwähnt, dass dies nicht nur dem Selbstzweck dienen soll.

Die Kritik von konservativen Hardliner_innen besteht ja meistens darin, dass das, was wir tun, ja »nichts« ist. Wenn man aber die Frage stellt, was denn dann »was« sei, dann wird man meistens mit einer kapitalistischen Marktlogik, irgendwelchen Qualitätsnormen, Vorstellungen von richtiger Arbeit und heteronormativen Weltbildern konfrontiert. Es muss höchst ärgerlich sein, sich unterschwellig so benachteiligt zu fühlen und so wütend zu sein. Der Grund dafür ist, dass die eigene Logik konstruierter Wahrheit einer Gesellschaft, die die Mehrheit ausmacht, mehr und mehr in sich zusammenbricht. Der Neid auf Geld in der Höhe der einen oder anderen Förderung ist jedenfalls nicht der Grund für diese Empörungen. Der Grund der Empörung ist, dass die »Arbeit«, so wie sie bisher gelebt wurde, in Auflösung begriffen ist. Hannah Arendt stellte schon in den Fünfzigerjahren fest, wie sehr die Automation das Bild von Arbeit verändern wird. Der modernen Gesellschaft gehe die Arbeit aus - »und damit die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht«. Gemeint war damit die klassische Erwerbsarbeit. Ich behaupte, dass Kunst- und Kulturschaffende Vorreiter_innen sind, wenn es um das Verständnis von Arbeit geht. Ein Verständnis von Arbeit, das den selbstdefinierten Sinn in den Vordergrund stellt und mit einem fairen Auskommen zufrieden wäre. Dieser Prozess der Veränderung von Arbeit, der durch das Informationszeitalter vorangetrieben wird und durch diverse wirtschaftliche Crashes ausgelöst wurde, bewirkt auf der einen Seite Unsicherheit und Angst, ist aber auch der Auslöser, warum gerade an Flexibilität Gewohnte neue Strukturen und gemeinschaftliche Organisationsformen erfolgreich erproben. Jüngste Entwicklungen zeigen auch, dass eine Sinnfrage und die Reflexion über Arbeit vermehrt in neue Unternehmensstrukturen eindringen, wo der Profitgedanke nicht das einzige Ziel ist, das es zu verfolgen gilt.

Ich habe das Gefühl, in der Versorgerin nicht weiter darauf eingehen zu müssen, dass wir als Kunst- und Kulturschaffende, als Anstifter_innen zur Initiative heute nicht in paradiesischen Umständen prosperieren. Wir werden uns wahrscheinlich darüber einig sein, dass auch der vermutete Freiraum immer enger wird und aktiv verteidigt und erarbeitet werden muss. Selbst die Stadt Linz oder das Land Oberösterreich wird sich von oben genannten Hardliner-Argumenten aktiv distanzieren. Obwohl beim Versuch einer Definition, was Kunst darf und Kultur soll, das »Nichts« vermutlich doch wieder an Bedeutung gewinnen würde. Es gibt viel geheucheltes Verständnis und freundliche Worte über die Wichtigkeit von Kunst- und Kulturschaffende als Motor für Veränderungen in unserer Stadt. Seit Jahren drückt sich dieses Verständnis für unsere Arbeit als servus.at-Betreiber_innen jedenfalls nicht finanziell aus.

Wir sind zwar aktuell nicht mit dem Argument, wir produzieren »nichts«, sondern aus der Sicht aller Fördergeber_innen immer wieder mit dem »nur« konfrontiert, das uns hartnäckig darauf reduzieren will, »nur« ein Provider für die Szene zu sein. Dass wir gewisse Basisdienste weiter zur Verfügung stellen wollen, weil wir sie selbstbestimmt kontrollieren können, und die auch unsere Mitglieder, die uns finanziell unterstützen, gut finden, ist aber nicht die Leistung, für die wir uns gefördert sehen. Unsere Arbeit und unsere Expertise im Umgang mit alternativen Technologien liefert erst die Grundlage dafür, dass wir Fragen stellen können, die sonst niemand stellt oder Zusammenhänge beleuchten, die sonst niemand sieht oder sehen will. Diese tägliche Arbeit fließt in unterschiedliche Aktivitäten ein oder auch in die Vermittlung von Wissen. Sie bildet auch einen Ausgangspunkt für neue künstlerische Projekte im direkten Umfeld, deren Herangehensweisen ähnlich, wie in der Wissenschaft auch, Methoden verwenden, um neue Fragestellungen zu bearbeiten. Das ist weder das Ziel eines klassisch kommerziellen Providers noch macht das aktuell die Wirtschaftkammer zu unserer ersten Ansprechpartnerin in Sachen Förderungen.

»Ghostradio« oder laborhafte Situationen wie »Special Issues«-Projekte, die sich im Kern mit den Problemen von Information, Verschlüsselung und Zufall beschäftigen, wären nicht entstanden, wenn es keine Auseinandersetzung darüber gäbe, mit welchen Problemstellungen wir heute im sogenannten Informationszeitalter konfrontiert sind. Eine Bündelung von Themen, die uns beschäftigen, finden sich in dem nun alle zwei Jahre geplanten Festival »Art Meets Radical Openness« statt, das auch heuer erfolgreich durchgeführt wurde.

Aktuell zeigen wir im servus CLUBRAUM Porträts von Künstlerinnen des Instituts für Medienarchäologie. Die Porträts von Klangkünstlerinnen zeigen, welche essentiellen Beiträge Frauen für die elektronische Musik leisten und geleistet haben. Im Anschluss daran folgt eine weitere Porträt-Serie. Durch den Austausch mit Aktivist_innen des post-kapitalistischen Projektes Calafou in Spanien (genauer Katalonien), das in der letzten Versorgerin bereits Thema war, werden wir das Forschungsprojekt der LelaCoders vorstellen. LelaCoders ist ein aktivistisches und cyberfeministisches Projekt, das die Problematik der Unterrepräsentation von Frauen in der Computerwissenschaft erforscht und dieses Fehlen seit Dekaden in der Forschung zu Gender und Technologie hervorhebt. Sie ergründen, welche Praktiken und Initiativen Barrieren erfolgreich bewältigen und analysieren, welche Programmiererinnen Freie Software als techno-politische Praxis gewählt haben.

Somit endet ein für uns sehr dichtes Jahr, in dem auch unsere eigene Zukunft verknüpft mit utopischen und dystopischen Vorstellungen getrieben von Veränderungsmotivationen, immer wieder Thema war. 2015 gibt es temporär personelle Einschränkungen, aber auch – sofern wir beim Bundeskanzleramt als förderungswürdig gelten – neue Community-Mitglieder, die mit ihren künstlerischen Forschungsfragen* ein spannendes Jahr gestalten werden. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit den Künstler_innen Andreas Zingerle (*http://www.andreaszingerle.com*) und Linda Kronman (*http://www.kairus.org*).

***Künstlerische Forschung** (auch: Kunst als Forschung; engl.: artistic research) ist eine zeitgenössische Wissenschaftstheorie, die künstlerische Verfahrensweisen als diskursive Prozesse versteht, die, analog zu den Methoden der etablierten Wissenschaften, Erkenntnis erzeugen. Sie stellt damit geltende Überzeugungen des Wissenschaftsbetriebs grundsätzlich in Frage und widerspricht der Vorstellung, Kunst und Wissenschaft seien als Gegensätze aufzufassen, sondern stärkt deren Gemeinsamkeiten, beispielsweise das Interesse an Erkenntnisgewinn und Wissensvermehrung.

Quelle: *http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%BCnstlerische_Forschung*



Der tiefe Staat

Erwin Riess über Österreich im Herbst 2014.

Vor 1989 lautete der Lexikoneintrag der Zweiten österreichischen Republik folgendermaßen: Kleinstaat zwischen Alpen und Donau am Rande der westlichen Zivilisation, bedeutende Schwerindustrie (vom Dritten Reich geerbt, von KZ-Häftlingen errichtet), tausende Schigipfel mit Aufstiegshilfen, Hauptstadt Wien gleichzeitig Welthauptstadt der Musik, ansehnlicher Wohlstand, sozialstaatliche Absicherung, reaktionäres Bildungssystem, endemischer Antisemitismus, kaum Mobilität zwischen den sozialen Gruppen. Politisch geprägt von drei Blöcken: der Arbeiterbewegung mit einer der stärksten Sozialdemokratien der Welt, dem Christlich-Sozialen (Volkspartei) und dem NSDAP-Nachfolge-Block (Freiheitliche Partei). Die beiden größten Lager teilen sich die Republik von den Autofahrerklubs bis zu den Fußballvereinen auf, die Freiheitlichen kommen an den Rändern und in Kleinstädten zum Zug. Sozialistische und katholische Jugendverbände sorgen für Kadernachschub, bei den Freiheitlichen übernehmen das die Burschenschaften, die das Kriegsende als Tag der Katastrophe beklagen.
So lief das ein halbes Jahrhundert. Im Leben von Staaten ist das eine lange Zeit, noch dazu im östlichen Mitteleuropa.
Mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten und dem Beitritt Österreichs zur EU im Jahr 1996 änderte sich der Eintrag. Vom Kleinstaat ist nicht mehr die Rede, da so viele Kleinststaaten der EU beitraten. Österreich rückte zu einem Mittelstaat auf, der geringe Arbeitslosenzahlen, die jüngsten Frühpensionisten, einen hoch monopolisierten Mediensektor und eine besonders einseitige Vermögensverteilung aufweist. Die beiden traditionell führenden Blöcke erreichen zusammen keine parlamentarische Mehrheit, die postfaschistische Honoratiorenpartei wandelte sich unter Jörg Haider zu einer Massenpartei, die sich auf rechtsextreme Mobilisierungen all jener versteht, die beim Weltenlauf zurückbleiben oder bereits ausgeschieden sind. Die Gefahr einer Machtübernahme der Strache-FPÖ ist gering. Hatte bei den Wahlen 2013 das Antreten des austrokanadischen Milliardärs Frank Stronach (dessen MAGNA-Konzern Industries einst Opel schlucken wollte) die Regierung gerettet, so gibt es nun mit den Grünen und den liberalen Neos genug potentielle Koalitionspartner.
Vor kurzem erschien eine umfangreiche Monografie des Wiener Politikwissenschaftlers Emmerich Tálos über das Herrschaftssystem des Austrofaschismus[1], die auch für die Untersuchung der Gegenwart wichtige Erkenntnisse liefert. Tálos zeigt den Alpenfaschismus als Zwitterwesen zwischen geiferndem Antimarxismus und penetranter Deutschtümelei. Österreich als der bessere deutsche Staat, tönten die Herren Dollfuß und Schuschnigg, nachdem sie mittels Standrecht und Eisenbahngeschützen die Arbeiterbewegung zerschlagen hatten. Europa wunderte sich über den »besseren deutschen Staat«, Hitler bedankte sich für die Liquidierung des Autromarxismus und wußte: Von den Knallköpfen unterm Kruckenkreuz (einem Kreuzfahrersymbol, es sollte das »bessere« Hakenkreuz darstellen) war auf die Dauer kein erstzunehmender Widerstand zu erwarten. Achtzig Prozent der Funktionäre der Vaterländischen Front (die Massenorganisation des Regimes) waren noch nach vier Jahren arbeitslos. Eher bekommen freigekommene Nazi und Linke, die 1934 in Anhaltelager gesperrt worden waren, einen Arbeitsplatz als die eigenen Leute, beschwerte sich die Basis. Mit einer strikten Austeritätspolitik (der Schilling trug den Spitznamen Alpendollar) wurde aus einer angestrebten Entfesselung der ständischen Wirtschaft ein Land der Massenarbeitslosigkeit und des Elends. Bankenzusammenbrüche und internationale Sparauflagen begleiteten den Niedergang. Zur selben Zeit setzten die Nazi im Deutschen Reich auf einen Kriegs-Keynesianismus mit Vollbeschäftigung und Produktionsrekorden unter Bedingungen von Zwangsarbeit und extremer Ausbeutung.
Tálos legt den »tiefen Staat« hinter der politischen Oberfläche des Austrofaschismus frei; das Konglomerat von kirchennahen Kapital- und Bankengruppen und schwerindustriellen Zentren in den Bergen, die oft unter deutschnationaler Führung standen. Er räumt auch mit der Legende auf, die Austrofaschisten seien nicht antisemitisch gewesen. Ihr Antisemitismus war nicht terminatorisch wie der deutsche, aber er war schlimm genug. Letztlich diente auch er wie so vieles im Austrofaschismus der Einstimmung auf die NS-Herrschaft, den totalen Krieg und die Shoa.

Betrachtet man die Republik unter Einbeziehung des tiefen Staates, stößt man auf die erstaunliche Tatsache, dass alle Lager in wenig veränderten Konfigurationen weiter existieren.
Das einzige Lager, das nennenswerte Metamorphosen mitmachte, ist das deutschnationale. Österreich ist arm an Metropolen, aber reich an Kleinstädten, in denen sich Burschenschaftermilieus reproduzieren. In den 70er Jahren waren die »Freiheitlichen« auf eine enge Honoratiorenpartei geschrumpft, Kreiskys Wahlrechtsreform des Jahres 1970 rettete sie vor der Auflösung. Sein Kalkül, die ÖVP mit Hilfe der Ex-Nazi zu übertrumpfen, ging auf und führte die SPÖ in die erste von drei absoluten Mehrheiten. Chef der Freiheitlichen war ein oberösterreichischer Schulinspektor namens Friedrich Peter. Der ehemalige SS-Mann war immer dann auf Urlaub, wenn seine Einheit hinter der Front Massenexekutionen durchführte (sie tat nichts anderes). Nach dem Krieg war Peter Ziehsohn des hohen SS´lers und Kaltenbrunner-Freundes Anton Reinthaller, der die FPÖ 1955 gründete. Bruno Kreisky stellte sich, als die Vorwürfe gegen Friedrich Peter bekannt wurden, auf die Seite Peters und gegen Wiesenthal. Sein Lebenswerk, die Aussöhnung mit den Nazis, ging vor.
Ende der achtziger Jahre stand die FPÖ wieder vor dem Untergang. Liberale wurden von den »alten Herren« torpediert. Die Rettung erwuchs aus den eigenen Reihen und trug den Namen Jörg Haider. Er erweiterte das »Dritte Lager« durch eine Melange aus Neofaschismus, Klassenkampfrhetorik und Chauvinismus (darin Viktor Orbán nicht unähnlich) zu einer diffus-reaktionären Protestpartei, die besonders bei der Jugend und Arbeitern Mehrheiten erzielte. Als die Burschenschafter seinen Kurs torpedierten, gründete er eine neue Partei, die nach seinem Tod 2008 auslief. Mühelos gelang es der alten FPÖ, begünstigt durch steigende Arbeitslosigkeit und an Deutschland orientierten Verschärfungen im Sozialbereich, wieder zu einer Mittelpartei aufzusteigen. In der neuen Strache-FPÖ besteht die Hälfte der Parlamentarier aus Burschenschaftern. Groß ist der Einfluß der Partei im Sicherheitsapparat. Eine Hausbesetzung von 19 Jugendlichen bekämpften Polizei und Sondertruppen mit 1700 Mann, Hubschraubern und Panzerspähwagen. Auch der Wiener Polizeipräsident kommt aus Burschenschafterkreisen.

Nach der Bildung des Kabinetts Faymann II (SPÖ) rief der Ende August 2014 entnervt zurückgetretene ÖVP-Chef, Vizekanzler und Finanzminister Spindelegger die Worte »Es geht um die Entfesselung der Wirtschaft!« ins Publikum. Der Biedermann beschwor eine Umwälzung der Verhältnisse. Ganz Österreich lachte. Doch der Mann hatte recht.
Im Kapitalismus der großen Monopole ist die Konkurrenz der Großkonzerne nicht abgeschafft, sie ist deren Bewegungsform. Kleinere Nationen und mittlere Kapitalien haben diese »Entfesselung der Wirtschaft« um den Preis des sonstigen Untergangs nachzuvollziehen. Versäulte Staaten tun sich damit schwer, sie stagnieren. Es gibt Zwangsmitgliedschaften bei den Kammern (die Arbeiterkammer hat sich gleich in die Verfassung hineinreklamiert), Krankenkassen schränken trotz hoher Gewinne ihre Leistungen ein (und öffnen damit die Tür für Privatisierungen), Ersparnisse von Lohnabhängigen und Selbständigen werden durch niedrige Zinsen entwertet und umverteilt und kleinere Unternehmen betteln vergeblich um Bankkredite. Zur selben Zeit fließen Dutzende staatliche Milliarden für Banken, die sich in Osteuropa übernommen haben.
Die Ausdehnung des Weltmarks ins hinterste Alpental versetzte jene Partei, die wenigstens die Erinnerung an eine Volkspartei erhalten will, in eine strukturelle Dauerkrise und wird sie früher oder später wie die Democrazia Christiana enden lassen, als toter Ast am Baum der Geschichte. Daß sie sich mit dem neuen Vorsitzenden Mitterlehner angesichts eines inferioren Kanzlers Faymann jetzt im Höhenflug wähnt, ändert daran nichts. Finanzminister Schelling exerzierte als Chef der Sozialversicherungen vor wie man umfassend Sozialabbau betreibt und die Krankenkassen für Privatisierungen vorbereitet. Er wird sich bald in die Reihe gescheiterter ÖVP-Finanzminister (Molterer, Pröll, Fekter, Spindelegger) einreihen.
Achtzig Prozent der Gesetze werden in Brüssel erlassen, der Bund hat wenig, die Länder und Gemeinden haben gar nichts mitzureden. Dennoch erhalten die Länder ein Drittel der Staatseinnahmen zur fast freien Verfügung. Die Reaktionen auf die Einengung des politischen Raums in Österreich sind grotesk. Jene Ebene, die am meisten an Bedeutung verlor und ohne Einbuße an staatlicher Steuerungsqualität aufgelöst werden könnte, die Landesregierungen, verzeichnet den größten Machtzuwachs. Österreich ist kleiner als Bayern, leistet sich aber neun Schrebergartenregierungen, deren Landesräte im Ministerrang stehen. Allein die Sonderpensionen für das Regierungspersonal würden eine österreichweite Öffnung aller Kindergärten bis 19 Uhr finanzieren. (In Niederösterreich und Vorarlberg sperrt die Hälfte mittags zu). Am Beispiel der Wohnbauförderung kann der Marsch der Länder auf Wien in seiner ganzen Glorie nachvollzogen werden. Die Wohnbauförderung, die seit 1945 zwei Drittel aller Wohnungen mitfinanzierte, wurde den Ländern übertragen, worauf diese die Zweckwidmung über Bord warfen und mit den Steuermilliarden auf den Finanzmärkten spekulierten. Nur die riskantesten Finanzderivate waren für Salzburg, Tirol und Niederösterreich gut genug. Es dauerte nicht lang, und die Gelder waren wie bei den Milliardenspekulationen Kärntens mit seiner Hausbank oder jenen der Gewerkschaftsbank in US-amerikanische Immobilien verloren. Der Bund musste rettend einspringen. Allein das Kärntner Finanzdebakel beläuft sich auf 20 Milliarden Euro – die vom Bund und damit den Steuerzahlern beglichen werden müssen. Umgelegt auf deutsche Verhältnisse wären das rund 180 Milliarden. Und die Konsequenz aus dem systematischen Versagen der Länder? Man diskutiert die gänzliche Übernahme der Schulpolitik und das Recht auf eigene Steuereintreibung.
Längst ist die Landeshauptleutekonferenz, die vor Jahrzehnten als loser Diskussionsklub eingeführt wurde, bedeutsamer als die Beschlüsse des Ministerrats. Sie ist nicht einmal ein Verein, hat keine juristische Form und hat in ihrer materiellen Bedeutung auch die vielbeschworene Sozialpartnerschaft überrundet (begünstigt durch die de facto Machtlosigkeit der Gewerkschaften durch deren selbstverschuldeten Bankrott). Die vier größten Bundesländer halten sich in Wien eine Regierung. Und der Kanzler ist glücklich, wenn er einen Termin bei einem Landesfürsten erhält.

Die SPÖ kommt mit den politökonomischen Veränderungen am besten zurecht. Seit Jahrzehnten ist sie ein Kanzlerwahlverein mit angeschlossener Pfründevergabe. Man kümmert sich um die noch nicht zur FPÖ abgewanderten Stammwähler, die Pensionisten der Stadt Wien. Aus dem Primat der Partei ist der Primat der Gewerkschaft geworden. In Ägypten gibt es die halbamtliche Tageszeitung »Al Ahram«. Sie druckt den Willen des Pharao. In Österreich gibt es ein Pendant, die »Kronen Zeitung«, die Zeitung mit der größten Verbreitung in der westlichen Welt. Es gibt keine politische Entscheidung ohne deren Zustimmung.
SPÖ-Vorstandsmitglieder lernen rasch, dass wichtige Änderungen zuerst dort verlautbart werden. Mit der »Krone« blüht auch der Antifaschismus. Zwar besorgt sie in jedem Satz das Geschäft der FPÖ, aber die Anzeigen der SPÖ stellen das Gleichgewicht wieder her. Dem Werbeslogan »Schau in die Krone« kommt daher eine tiefere Bedeutung zu.
Und die Steuerreform? Wird darauf hinauslaufen, dass die Lohnabhängigen und die Mittelschichten sich Steuererleichterungen durch ausgleichende Verschlechterungen selber zahlen. Die Landeshauptleutekonferenz ist nämlich gegen eine Millionärssteuer. Es wird die Aufgabe des Kanzlers sein, diese Position der Bevölkerung via Kronen Zeitung als Regierungswille mitzuteilen. Der Gewerkschaftsbund kämpft mit letztem Einsatz: er hat eine Unterschriftenaktion auf den Weg gebracht.

---

[1] Emmerich Tálos: *Das austrofaschistische Herrschaftssystem. Österreich 1933-1938.* Wien: Lit Verlag 2013

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von »konkret«

Sich einlassen *mit* der Neuen Musik

Einige Überlegungen von *Clemens Nachtmann* zum Problem der »Vermittlung« von Kunst und »Neuer Musik«.

Angesprochen auf einige Passagen in seinem sehr lesenswerten Aufsatz »Wider den Vorrang des Subjekts. Über materialistische Kritik und Kunst.«[1] hat sich Clemens Nachtmann dazu bereit erklärt, einige Fragen zum Problem der »Vermittlung« in der »Neuen Musik« zu beantworten. »Vermittlung« umfasst dabei sowohl die Art und Weise, in der neue Musik Menschen näher gebracht wird, als auch die Frage, inwiefern Außermusikalisches (Gesellschaftliches) in Musik aufgehoben ist; sowie ob und wie Musik dieses preisgibt. Aufgrund der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit konzentrierte Nachtmann sich auf den erstgenannten Aspekt: die »sekundären« Vermittlungsformen des herrschenden Kulturbetriebs.

Im strengen Sinne läßt sich keine Kunst »vermitteln« und damit auch keine Art von Musik, wenn »vermitteln« so viel heißt wie: Menschen in behutsamen Schritten an Kunst heranführen, sie ihnen schmackhaft machen, sie ihnen erklären etc. Nun sind diese Vermittlungsversuche fast immer unendlich gut gemeint – und genau das ist das Problem, denn gut gemeint ist in aller Regel das gerade Gegenteil von gut. Das Problem an der »Vermittlung« ist also weder die mangelnde Aufrichtigkeit der Vermittler noch sind es oft die vermittelnden Maßnahmen im Einzelnen, sondern dass ihnen etwas zugemutet wird, was sie nicht leisten können, weil nämlich eine einfache Tatsache nicht beachtet wird: Ebensowenig wie man für die Freiheit werben oder gar Propaganda machen kann, kann man durch Vermittlungstätigkeiten jemanden für Kunst begeistern. Alle »Vermittlungen« werden nur Leute erreichen, die sich bereits von Kunst haben ergreifen lassen, die, auf welche Weise auch immer, von Kunst bereits affiziert sind, mit dieser Art der Weltaneignung überhaupt etwas Substantielles verbinden und von ihr Aufschluss erwarten.
Dass die »Vermittlung« von Kunst aber so hoch im Kurs steht, dass man von ihr oft wahre Wunder erwartet, passt allerdings zu gesellschaftlichen Verhältnissen, deren Kennzeichen es ist, dass in ihnen durchgängig die Mittel auf Kosten des zu Vermittelnden fetischisiert werden. Und zum anderen ist die allgemeine Wertschätzung der Kunst-Vermittlung die adäquate Legitimation all derer, die als Kuratoren, Veranstalter, Rezensenten in der Kulturindustrie ihr Auskommen finden und das auch weiterhin tun wollen und sich zu diesem Zweck, aus dem banalen Interesse an Arbeitsplatzsicherung, die angeblich herausragende und für das Wohlergehen einer Gesellschaft unabdingbare Wichtigkeit ihrer Tätigkeit gerne bestätigen lassen. Oder anders und noch etwas unfeiner gesagt: in der Kunst finden die Exekutoren des Kulturbetrieb ein besonders unverdächtiges und über jeden Zweifel erhabenes Legitimationsvehikel, um sich selbst bei jeder sich bietenden Gelegenheit aufdringlich in den Vordergrund zu manövrieren. Und der Effekt ist, dass mittlerweile selbst Veranstaltungen, die sich erklärtermaßen abseits kulturindustrieller Massenspektakel halten, zu Events werden, die der Drohung »Da kannst Du was erleben« ungeahnten Nachdruck verleihen. Geht man heutzutage zu einem Festival, um gezielt neue Musik zu hören, wird man sofort betatscht und bedrängt von allerlei Erlebnisangeboten, die angeblich der Vermittlung der Kunst dienen sollen, in Wahrheit aber der Möglichkeit, von Musik berührt zu werden, im Wege stehen: alberne und sachfremde Motti, gegenstandslose und geschwätzige Programmtexte, ausführliche und sinnverlassene Interviews, das Konzert flankierende nichtige Klanginstallationen, Buffets mit angeblich auf die Musik abgestimmten Häppchen und Wein etc.

Kunst bedarf aber keiner ausgeklügelten Vermittlungsstrategien, sondern vielmehr einer selbstverständlichen Präsenz, keiner raffinierten Präsentationen, die immer ein bisschen nach Verlegenheit aussehen, als ob die Vermittler der Überzeugungskraft des Kunstwerks nicht trauten, sondern vielmehr der Möglichkeit, dass Menschen sich mit ihr ganz selbstverständlich umgeben können. Das gilt besonders für moderne Kunst und ganz besonders für Neue Musik. Neue Musik muss einfach da sein, in den Konzerten, in den Radio- und Fernsehprogrammen, und zwar erstklassig gespielt, mit Angabe von Komponist, Titel, Entstehungsdatum, vielleicht noch mit einer knappen, aber kundigen Anmoderation – das reicht. Mittlerweile ist das fast eine utopische Forderung, aber das war sie nicht immer und müßte es auch künftig nicht sein. Ein Kollege, der Komponist Enno Poppe, Jahrgang 1969, erzählte neulich in einem Interview, wie er zur Neuen Musik kam und welche Rolle dabei das Radio spielte: »So gab es in den frühen achtziger Jahren im WDR Köln zu allen Zeiten Neue-Musik-Sendungen, nachmittags um vier und mittags um zwölf. Jederzeit konnte man Neue Musik hören dort, es war sensationell.« (MusikTexte 142, S.47)



Clemens Nachtmann

Gerade im Hinblick auf die Neue Musik bewirken die üblichen Vermittlungen oft das Gegenteil des Intendierten. Denn der ganze Aufwand und die ganze Wichtigtuerei ums Vermitteln unterstellt ja dem Gegenstand eine besondere »Schwierigkeit« und den Hörern eine besondere Hilflosigkeit, die jeweils zu beheben die Vermittler berufen seien. Unterstellt wird also, dass zur Erfahrung von Musik generell und von Neuer Musik im Besonderen ein längeres Studium und ganz besondere Kenntnisse philosophischer oder fachterminologischer Art notwendig seien. Und ganz nebenbei wird bei allem vermittlerischen up-to-date-Getue der alte kulturreligiöse Weihrauch verbreitet, weil so getan wird, als müsse sich ein jeder, der seine Erfahrungen mit Neuer Musik ausdrücken möchte, besonders gewählt, erlesen, hochgestochen und wissenschaftlich gut begründet artikulieren.

Dabei ist es doch ganz anders und viel einfacher: Musik – das wäre eine erste Annäherung an eine Definition – ist eine Kunst, die so unmittelbar zu wirken vermag wie keine andere: Aufgrund der Schutzlosigkeit des Sinnesorgans Ohrs geht einem Musik immer »zu nahe«, nämlich direkt auf die Nerven. Die Hörsituation ist immer eine der Unmittelbarkeit: ein Hörer ist stets der Musik ausgesetzt, Schutzlosigkeit ist sein Grundzustand. Und die Musik, auch die komplizierteste und komplexeste, ist zunächst einmal eine in sich strukturierte Folge von Klangereignissen, die beim Hörer einen bestimmten Eindruck hinterlassen – während des Hörens und danach, wenn sich in der Vorstellung die Musik als ein Ganzes, eine Gestalt, als etwas Geformtes darstellt.
»Eindruck« ist dabei ein Begriff, den man ganz naiv, ganz unmittelbar nehmen sollte: Man wird nicht nur intellektuell, geistig, mental, emotional von Musik tangiert, sondern sie hinterlässt einen auch körperlichen »Eindruck« – und dieser Eindruck ist in der Regel zutiefst ambivalent: Es müssen nicht nur Glücksgefühle oder angenehme Empfindungen sein, die sich mit einer bestimmten Musik verbinden. Das kann man ganz einfach überprüfen, wenn man sich die Worte genau besieht, in denen man besonders eindrückliche musikalische Erfahrungen mitzuteilen pflegt: wenn Musik uns »fesselt«, dann befinden wir uns in einem Zustand der Unfreiheit und empfinden das offenbar als angenehm oder zumindest nicht unangenehm. Und wie es bei ambivalenten Eindrücken oft so ist: Aus einer anfänglichen heftigen Abneigung kann eine große Liebe werden. Aber es ist auch gut möglich, dass einem eine Musik »nichts sagt«, einen nicht berührt, kalt lässt, gleichgültig bleibt. Musik zu erfahren gleicht einer Passion oder einer Affaire, von der man ebenfalls nicht weiß, wohin es einen verschlagen wird. Musik zu erfahren heißt, dass jeder Einzelne »mit ihr« (nicht, wie im betulich-pädagogischen Jargon: »auf sie«) sich einlassen, mithin ein Wagnis eingehen, d.h. sich ins Unabsehbare entführen lassen muss. Und dabei kommt es entscheidend auf die primären, unmittelbaren subjektiven Regungen an, und zwar egal welcher Art: erste vage Eindrücke, Bilder, Gefühle, auch und gerade wenn diese konventionelle Muster oder auch schlechten Geschmack beinhalten: Man fängt eben mit dem an und geht von dem aus, was man ab- und mitbekommen hat. Man soll also seine eigenen Regungen, wie deformiert sie immer sein mögen, gerade nicht wegschieben – aber umso mehr kommt es dann auf die Bereitschaft an, sie als vorläufig zu betrachten, d.h. nicht wie einen Besitz zu beschlagnahmen, zu verteidigen, auf ihnen zu insistieren, sondern sie als Schlüssel zu benutzen, der in die Sache selbst geleitet, sie also zur Reflexion hin zu öffnen, d.h. die Bereitschaft, sich von der Musik über die eigenen Regungen, die sie hervorruft, aufklären zu lassen. Das gilt für alle Musik, auch die Neue – mit dem entscheidenden kleinen Unterschied, dass die neue Musik die grundsätzliche Unmittelbarkeit und Schutzlosigkeit der Hörsituation mit jedem Werk und oft genug schon innerhalb des einzelnen Werks immer wieder aufs Neue herstellt: in der Neuen Musik gibt es keine selbstverständlich, d.h. mit Allgemeinheit und Notwendigkeit geltenden Grundkategorien mehr und deshalb für den Hörer keine Möglichkeit der Berechenbarkeit oder Vorhersehbarkeit des musikalischen Verlaufs. Andererseits sind viele der für die Neue Musik typischen Klänge gerade in ihrer Abstraktheit viel anschaulicher, »greifbarer« und damit »verständlicher« als das durch Systemzwänge gefilterte und damit höchst selektive Klangmaterial der tonalen Musik. Wenn also die Neue Musik dem Publikum »fremd« ist, dann ist sie ihm gerade in ihrer Vertrautheit fremd. Viele der heute gängigen »Vermittlungsformen« sind aber darauf gerichtet, die Provokation, die von neuer Musik ausgeht, vorab zu mildern, durch alle möglichen Methoden der »Aufbereitung« die Gegenstände von Erfahrung so zurechtzumachen, daß Fremdheit und damit Konflikte, Reibungen möglichst erst gar nicht aufkommen, dass dem Subjekt alles sogleich zugänglich ist, dass es sich selbst, seine eingeschliffenen Kategorien und Bedürfnisse gar nicht erst infragestellen muss.
Aber das kann nicht funktionieren, da es an der Grundbestimmung von Neuer Musik vorbeizielt: Und diese besteht darin, dass ein jedes neue Werk die Grundfrage, was denn Musik überhaupt sei, auf höchst eigene Weise zu beantworten unternimmt. Die Neue Musik existiert nur in Form unterschiedlicher Lösungsversuche des identischen Grundproblems und die interessantesten sind immer die extrem entgegengesetzten. Gerade deshalb kann man nicht »die« Neue Musik en bloc, als Ganzes jemandem nahebringen, denn die Erfahrung dessen, was Neue Musik »im Allgemeinen« ist, verläuft unabdingbar über die Erfahrung je individueller Werke. Den Anspruch, man müsse, wenn man sich mit Neuer Musik beschäftigt, irgendwie alles verstehen, schätzen, gut finden, was in diesem Zusammenhang produziert wird, muss man drangeben, denn der Zwang zur gleichmäßigen »Würdigung«, der im herrschenden Kulturbetrieb die Norm ist, widerspricht dem kritischen Nerv aller Kunst und erst recht dem explizit kritischen der Neuen Musik.

---

[1] Nachzulesen unter *http://www.redaktion-bahamas.org/auswahl/web68-3.html*

Clemens Nachtmann ist Autor, Komponist und unterrichtet an der Kunstuniversität Graz.

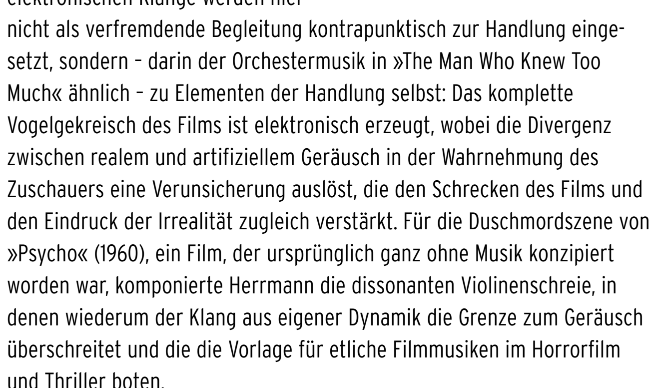
Neue Geräusche

Magnus Klaue über das Nachtönen und Vorklingen von ernster Musik in der Filmmusik.

»Filmmusik braucht Raum, um sich entwickeln zu können. Der Film muss der Musik Zeit geben, um sich zu entwickeln.« Die Äußerung des italienischen Komponisten und Dirigenten Ennio Morricone, der vor allem durch seine Filmmusik für die Italo-Western Sergio Leones bekannt geworden ist, scheint das Arbeitsverhältnis umzukehren, in dem Film und Musik nach gängiger Meinung zueinander stehen: Nicht die Musik soll dem Film zu Diensten sein und zum integralen Moment von dessen ästhetischer Formensprache werden, sondern der Film hat der Musik »Raum« und »Zeit« für deren eigene Entwicklung zu gewähren. Sofern Filmmusik nicht als bloße Illustration oder akustischer Emotionenverstärker, sondern als integrales Moment ästhetischen Ausdrucks angesehen wird – sofern also dem Film wie den anderen Künsten die Möglichkeit ästhetischer Eigengesetzlichkeit zugetraut wird –, handelt es sich allerdings tatsächlich nur um eine scheinbare Umkehrung. In Wahrheit wendet sich Morricones Formulierung lediglich gegen die verbreitete Annahme, der Musik könne im Film keine andere Funktion als die der Illustration oder Emotionalisierung zukommen. Musik im Film wird demnach rein instrumentell eingesetzt, zwecks Akzentuierung der Spannungsdramaturgie, zur Unterstreichung der Gefühle der Figuren, zur Manipulation der Affekte des Publikums, mitunter auch rein formal, um den Wechsel der räumlichen und zeitlichen Lokalisierung der Handlung zu begleiten, ähnlich den verschiedenen Formen von Schnitt und Überblendung auf der Bildebene.

Schon der klassische Hollywood-Film, von dem dieses Modell abgezogen ist, hat ihm nie in jedem Detail entsprochen. Vielmehr blieb dem Hollywood-Kino immer auch die Funktion von Musik in Zeiten des Stummfilms präsent, als sie zugleich nebensächlicher und bedeutender war: Im Stummfilm bildet die Musik einerseits eine Art Klangteppich, bloßes Nebenherspiel, das dem Film gleichsam untergelegt ist, so dass jeder Stummfilm immer wieder neu und anders musikalisch »vertont« werden kann. Andererseits ist dieser Klangteppich, als klanglicher Kontrapunkt zum stummen Bild, notwendige Bedingung der Rezeption des Stummfilms, der in seiner pantomimischen Stille vom Publikum nicht ertragen werden könnte, liefe nicht als Begleitung eine musikalische Tonspur mit. Überdies kommt der Musik im Stummfilm, da sie reines Nebenherspiel war, paradoxerweise größere Autonomie zu als später in vielen Tonfilmen. Sie konnte sich neben dem Film, von ihm weg, gegen ihn und über ihn hinaus entwickeln, dem jeweiligen Interpreten war dadurch viel Raum für Abschweifung und Improvisation gelassen.

Die Erinnerung an diese Bedeutung der Musik im Stummfilm hat den Hollywood-Film nie ganz verlassen. Das wird am deutlichsten an Filmen von Regisseuren, die Stumm- und Tonfilm gleichermaßen kannten, an Ernst Lubitsch etwa oder Billy Wilder, besonders aber an Alfred Hitchcock, der in den fünfziger und sechziger Jahren mit Bernard Herrmann auch einen der ersten Filmkomponisten verpflichtete, die der Musik auf dem Stand des Tonfilms jene Möglichkeiten erschlossen, die Morricone einforderte. Herrmann, 1911 geboren und aus einer jüdischen Mittelklassefamilie stammend, studierte an der Juilliard School in New York, arbeitete in jungen Jahren mit Aaron Copland zusammen, der vor allem Bühnenmusik komponierte, und war zunächst für den Rundfunk tätig. Über Orson Welles, bei dessen Hörspiel »War of the Worlds« er 1938 die musikalische Leitung übernahm, gelangte Herrmann zum Film. Mehr noch als mit Welles, für den er die Musik zu »Citizen Kane« (1941) schrieb, traf er sich mit Hitchcock in dem Bemühen, dem Film gerade durch Autonomisierung der Musik neue genuin filmische Möglichkeiten zu erschließen. In einer berühmten Sequenz von »The Man Who Knew Too Much« konvergieren 1956, einmalig in der damaligen Kinogeschichte, Musik im Film und Filmmusik: Herrmann selber dirigiert in der Londoner Royal Albert Hall die »Storm Clouds Cantata« des australischen Komponisten Arthur Benjamin, deren abschließender Beckenschlag den Schuss übertönen soll, den ein politischer Attentäter auf einen hohen Diplomaten abfeuert. Die Musik im Film fungiert in der im Übrigen stummen Szene zugleich als konventionelle Emotionenverstärkung und als handlungskonstituierendes Moment, sie wird als Filmmusik zur Begleitung dessen, was auf der Handlungsebene ohne sie gar nicht stattfinden könnte. Morricones Wunsch wird hier buchstäblich übererfüllt: Nicht allein gibt der Film der Musik Raum und Zeit, um sich zu entfalten, sondern die Entfaltung der Musik in Raum und Zeit ermöglicht erst die filmische Handlung und strukturiert die Bild- und Spannungsdramaturgie.


Ennio Morricone

Künstlich erzeugte Geräusche statt Musik hat Hitchcock 1963 in »The Birds« eingesetzt, deren Sounddesign Herrmann überwacht hat. Die elektronisch erzeugten Toneffekte steuerte der deutsche Komponist Oskar Sala bei, ein Schüler Paul Hindemiths. Die elektronischen Klänge werden hier nicht als verfremdende Begleitung kontrapunktisch zur Handlung eingesetzt, sondern – darin der Orchestermusik in »The Man Who Knew Too Much« ähnlich – zu Elementen der Handlung selbst: Das komplette Vogelgekreisch des Films ist elektronisch erzeugt, wobei die Divergenz zwischen realem und artifiziellem Geräusch in der Wahrnehmung des Zuschauers eine Verunsicherung auslöst, die den Schrecken des Films und den Eindruck der Irrealität zugleich verstärkt. Für die Duschmordszene von »Psycho« (1960), ein Film, der ursprünglich ganz ohne Musik konzipiert worden war, komponierte Herrmann die dissonanten Violinenschreie, in denen wiederum der Klang aus eigener Dynamik die Grenze zum Geräusch überschreitet und die die Vorlage für etliche Filmmusiken im Horrorfilm und Thriller boten.

Dass insbesondere die Musik in modernen Thrillern und Horrorfilmen Verfahrensweisen der Neuen Musik verwendet, ist eine zur Phrase gewordene Erkenntnis, die der Komponist Cornelius Schwehr 2008 in einem Vortrag, der zu den wenigen Beispielen für die Auseinandersetzung eines Komponisten von »E-Musik« mit Filmmusik zählt, triftig kritisiert hat: Wenn Neue Musik oder ihr entnommene kompositorische Techniken in einem Film eingesetzt werden, so Schwehr, entstehe keine »Neue Filmmusik«, die irgendwie avancierter und komplexer als die konventionelle sei, sondern bestenfalls ein Film, der sich der Neuen Musik in angemessener Weise als Ausdrucksmittel bediene. Es handelt sich insofern um eine Technik der Kulturindustrie, zu der der Film als industriell produzierte Kunst, unabhängig vom Gehalt der einzelnen Werke, a priori zählt: Abgespaltene Momente des Formenrepertoires avancierter Kunst werden dem eigenen Verfahren eingefügt, wobei vom immanenten Formgesetz der Musik notwenig abstrahiert und diese zum mal bloß begleitenden, mal widersprüchlichen, mal ästhetisch oder dramaturgisch bestimmenden Moment des jeweiligen filmischen Verfahrens wird. Tatsächlich gibt es seit Entstehung des Tonfilms keine vom Film unabhängig existierende Filmmusik: Die Musik wäre nicht ohne den Film, zu dessen Tonspur sie ebenso gehört wie Stimmen und Geräusche. Eben das verleiht ausgekoppelten und auf CDs veröffentlichten Filmmusiken stets einen schalen Beigeschmack; man hört sich so etwas, gerade wenn es im Film beeindruckend war, nicht unabhängig vom Film an, ohne Überdruss zu empfinden.

Den Prozess der Abspaltung, Verdinglichung und Instrumentalisierung »ernster« Musik im Film hat Theodor W. Adorno in vielen seiner musiktheoretischen Schriften als Symptom der Entautonomisierung von Kunst in der Kulturindustrie beschrieben – am Beispiel klassischer Musik, aber auch anhand der Zusammenarbeit von Komponisten der Moderne wie Igor Strawinsky mit der Filmindustrie. Die Integration von Techniken und Kompositionsformen Neuer Musik in den Film ist also nichts qualitativ Neues. Neu ist allenfalls jenes Genre des Vulgärkunstfilms, der eine herabgesunkene filmische mit einer banalisierten musikalischen Moderne verschmilzt. Exemplarisch dafür ist die langjährige Zusammenarbeit zwischen Peter Greenaway und Michael Nyman, in der pompöse filmische Leere mit dem Abhub der Minimal Music in unerträglich öden Endprodukten zusammenkommen. Neu, wenngleich Adornos Analysen nicht widersprechend, mag auch sein, dass in manchen modernen Horrorfilmen Formen Neuer, insbesondere elektronischer Musik nicht nur adaptiert, sondern antizipiert werden: Der fast ausschließlich aus elektronischen Klängen an der Grenze zum Geräusch bestehende Soundtrack von »The Texas Chainsaw Massacre« (1974), den Regisseur Tobe Hooper gemeinsam mit Wayne Bell schrieb und der wesentlich zu der hochgradigen Verunsicherung beiträgt, die dieser amateurhaft rohe, keiner traditionellen Spannungsdramaturgie folgende Film heute noch auslöst, erscheint tatsächlich als Vorklang von vielem, was in der Neuen Musik durch Elektronik zwecks Erzeugung bislang ungehörter Geräusche, die sich keinem »Klang« subsumieren lassen, erst seit den achtziger Jahren entstanden ist.

Da auch Hooper und Bell an Verfahren anschlossen, die in der Neuen Musik bereits entwickelt worden waren, ändert das aber nichts daran, dass sogenannte E-Musik im Film stets zum Moment des jeweiligen filmischen Verfahrens und insofern heteronomisiert wird. Dies gilt auch, wo sie (wie die Musik Beethovens in Stanley Kubricks »Clockwork Orange« von 1971) als ironischer gesellschaftskritischer Kommentar fungiert oder wenn sie, wie in den Soundtracks, die Ennio Morricone zu den Gialli, den Krimireißern von Dario Argento aus den siebziger Jahren schrieb, der Spannungsdramaturgie der Filme entgegenarbeitet: Morricones Thriller-Soundtracks entwickeln bevorzugt für hochdramatische Szenen langsame, hypnotisch gedehnte Soundtracks, während leere, spannungslose Sequenzen mit aufreizend-nervösen Klängen unterlegt werden. Der dadurch entstehende Widerspruch, der diesen Thrillern einen psychedelisch-irrealen Charakter verleiht, ist freilich wiederum konstitutiv für die Filme, nicht für die Musik, weil er erst als filmischer überhaupt erfahrbar ist.

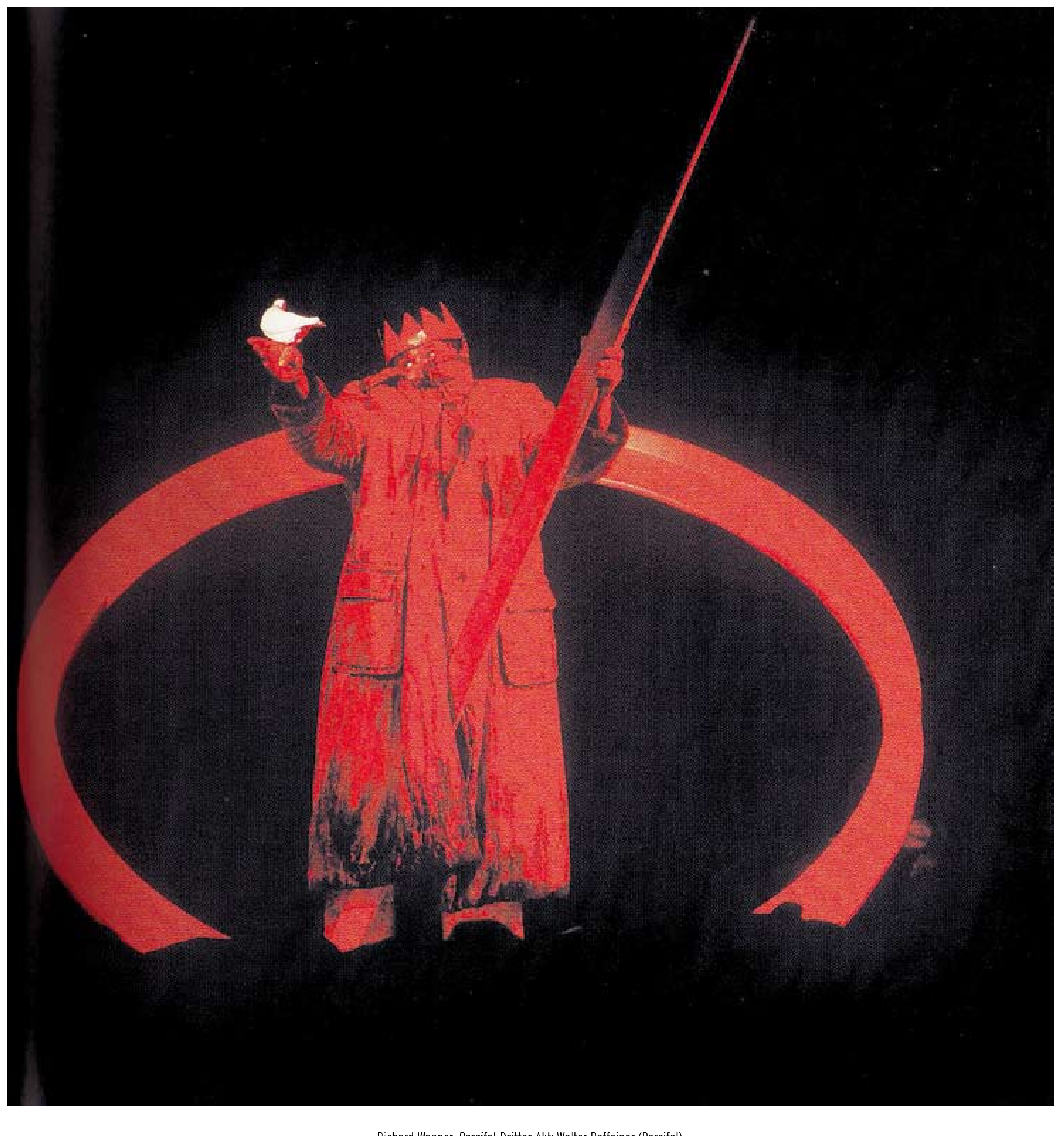
Der Einsatz »ernster« Musik im Film ist also auch im Fall Neuer Musik stets nur als kulturindustrielle Technik beschreibbar. Ihn als solche zugleich abstrakt zu verwerfen, ist aber nur möglich, wann man dem Film, eben weil er Produkt und Teil der Kulturindustrie ist, von vornherein den Status einer autonomen Kunst abspricht. Auf diese Idee – für die man sich nicht auf Adorno berufen kann, der den Film allein aus produktionsästhetischer Sicht und nicht unter dem Aspekt filmischer Formsprache in den Blick nahm – kann aber nur kommen, wer vom Kino mit der gleichen Borniertheit nichts als »Unterhaltung« fordert, wie von der hohen Kunst nichts als die sogenannte »ästhetische Erfahrung«. Abstrakt auf dieser Trennung zu bestehen, die von Filmen wie denen, an denen Morricone mitarbeitete, gerade in Frage gestellt wird, ist selbst Symptom der Erfahrungslosigkeit, die im selben Atemzug beklagt wird.

Magnus Klaue ist Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World *und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«.*

Postmoderner Parsifal

Gerhard Scheit über Badiou, Lacan und Žižek als die wahren Wagnerianer.

Ein Jahr nach der Wiedereröffnung der Bayreuther Festspiele 1951 war dort der junge Alain Badiou mit seinen Eltern zu Gast. Sein Vater, damals Oberbürgermeister von Toulouse, wurde von den Deutschen zu den Aufführungen eingeladen – wohl eine der Maßnahmen zur ‚Besänftigung' der Franzosen nach dem Zweiten Weltkrieg. In seinen *Fünf Lektionen zum ‚Fall' Wagner*, die vor kurzem erschienen sind[1], beschreibt Badiou den überwältigenden Eindruck von damals, als er mit seinen Eltern »durch ein besiegtes, graues, noch immer zerstörtes Deutschland« fuhr und der »Anblick der großen Städte, die in Schutt und Asche lagen«, sie »unmerklich auf die Tragödien des *Rings*« einstimmte. Jetzt, 50 Jahre später, hält er Seminare an der Pariser École Normale Supérieure zu Wagners *Parsifal*, und an ihnen nimmt auch Slavoj Žižek teil, den Badiou selbst als »den anderen großen Wagnerianer der heutigen Philosophie-Szene« bezeichnet. Mit der ihm eigenen Ironie fügt er hinzu, dass es unverständlich erscheinen mag, wenn »gerade die beiden Philosophen, die sich heute für die Erneuerung des Wortes Kommunismus einsetzen, so leidenschaftlich die Diskussion um Richard Wagner verfolgen«. Unverständlicher noch mag es erscheinen, dass er brüsk behauptet, mit dieser Leidenschaft für Wagner ebenso gegen die Bannflüche der meisten progressiven Palästinenserfreunde wie auch des Staates Israel anzukämpfen. Es erweist sich aber im Fortgang seiner Lektionen als durchaus logisch, dass er schon im Vorwort unversehens auf den Nahostkonflikt zu sprechen kommt, ihm zu Wagner sofort einfällt, dass dieser Komponist in Israel nach wie vor nicht gespielt wird.



Richard Wagner, *Parsifal*. Dritter Akt: Walter Raffeiner (Parsifal).
Abbildung aus den sehr empfehlenswerten Erinnerungen von Michael Gielen »Unbedingt Musik«.

Dekonstruktion Adornos

Zunächst kann Badiou nicht umhin, sich mit dem wichtigsten Wagner-Kritiker unter den Philosophen seit Nietzsche zu beschäftigen – und so schreibt er dank Wagner auch zum ersten Mal ausführlich über die *Negative Dialektik* von Adorno. Wer die Philosophie Badious kennt, wird sich nicht wundern, dass er mit der Hellsicht der Rankune bei seiner »Dekonstruktion« Adornos sofort den entscheidenden Punkt trifft. Denn in *Logiken der Welten* hat er bereits seine ganze Verachtung für »die Furcht vor dem Tod als einzige Leidenschaft« gezeigt, worin er die Ingredienzien des »demokratischen Materialismus« erblickt, der die Menschen auf ihre tierische Natur reduziere. Das »reale Leben von sich einigen Subjekten« aber gebe es nur jenseits der Körper. Der Leib wird von Badiou als »tierische Reduktion« abgetan, der wahre Körper sei hingegen der »politische Körper«: Maos »rote Macht« ist der eigentliche Leib, Physis und Physik des Wahrheitssubjekts. Höhnisch spricht Badiou von der »Empathie in das Spektakel der Leiden« und verlangt die Abtötung der leiblichen Bedürfnisse: »Das Leben ist das, was mit den Trieben fertig wird.«

In seinen Lektionen über Wagner scheint er zunächst anders zu argumentieren: Hier versucht er Adornos Einwand, dass bei Wagner das Leid der Kreatur immer wieder an entscheidenden Stellen ausgelöscht wird, zu entkräften und Wagner im Gegenteil als großen Musiker des Leidens präsentieren zu wollen. Das Leiden wird jedoch letztlich dadurch zum Verschwinden gebracht, dass der Philosoph es vom Individuum und vom kreatürlichen Leib abgelöst als »eine Form des Daseins« betrachtet. In dieser Gestalt kann es monumentalisiert werden. »Vielleicht konnte man gerade wegen dieser Monumentalität auf die Idee kommen, dass es sich nicht um Leiden handelt, sondern um Vernichtung und Erlösung«, sagt Badiou. Damit spricht er das Wesentliche von Wagners Darstellung des Leidens aus: Es wird ihm bei Amfortas, den eine Wunde quält, die sich nicht mehr schließt, ein höherer Sinn gegeben durch den Ritterorden. Das Leid, das Wagner beschäftigt, besteht bloß in den Schuldgefühlen, die Wunde ist nur deren Symbolisierung. Der physische Schmerz, der im *Tristan* noch für die unerfüllte Liebe stand und dadurch nicht für einen Zweck jenseits des Individuums instrumentalisiert werden konnte, wird nun zum reinsten Symbol der Gemeinschaft, die von einem Feind innerlich bedroht sein soll, und verrät den Trieb: Monument für die Sünde sexueller Lust, an der jene Gemeinschaft krankt. Bei der Gralsenthüllung im Ersten Akt des *Parsifal*, wodurch in dieser aberwitzig-ernsten Parodie

der Kommunion in der Heiligen Messe die Ritterschaft sich erneuern soll, bricht das sündige Blut aus Amfortas' Wunde neu hervor und bereitet die unerträglichen Schmerzen, woraus die Monumentalität des musikalischen Gralsmotivs erstehen kann, in dem die Schmerzen als solche vollkommen verschwinden.

Es ist nur konsequent, dass Badiou Wagner völlig aus musikgeschichtlichen Zusammenhängen herauslöst. Adorno genau entgegengesetzt, deutet er ihn gerade nicht von der Moderne aus, er weiß offenbar kaum etwas von Mahler oder Schönberg, das in diese Deutung wirklich eingehen könnte. (Auf Fragen, die der inneren Geschichte des musikalischen Materials gelten, kommt er fast nur zu sprechen, wenn die Auseinandersetzung mit Adorno es erzwingt.) Wie wenig Badiou auch von Musik versteht – er vermag offenbar kaum zwischen Dur und Moll zu unterscheiden: beim As-Dur Schluss des *Parsifal* etwa spricht er von B-Moll –, das an ihr versteht er, was Adorno am Bedrohlichsten schien: die Einstimmung auf Volksgemeinschaft. Für die Momente aber, die ihr in Wagners Partitur entgegengesetzt sind und sich nur von jener neueren Musik aus erschließen, zeigt Badiou keinerlei Interesse, obwohl allein dadurch dem unerhört Modernen der *Parsifal*-Musik, schon in den ersten Takten des Vorspiels, auf die Spur zu kommen wäre. Lieber preist er den Schluss der *Meistersinger* und des *Parsifal*: Er spricht von der Notwendigkeit der Synthese, und schweigt im selben Maß über die Auslöschung von Kundry (im *Parsifal*) und die Vertreibung von Beckmesser (in den *Meistersingern*), obwohl er sehr genau bescheid weiß, dass mit beiden das Judentum gemeint ist. So leugnet er keineswegs, dass man in Beckmessers Gestalt »auf einen ganz klassischen und elenden Antisemitismus der sozialen Enttäuschung« stoße, aber indem er den Antisemitismus eben auf Partikulares wie Wagners Konkurrenzkampf mit Meyerbeer zurückführt, fällt es ihm desto leichter zu unterschlagen, dass Beckmesser verschwinden muss, wenn die große ‚Synthese' des Volks am Ende erfolgt. Ganz ähnlich grenzt sich Badiou in anderen Schriften von dem ‚klassischen' Antisemitismus nur dann ab, wenn er zugleich dessen Energie gegen Israel richten kann.

Christlicher Unstaat

So geflissentlich Badiou die Vertreibung und Auslöschung von Beckmesser und Kundry übergeht, so laut feiert er das Opfer, das Hans Sachs und Parsifal für die volksgemeinschaftliche Einheit zu bringen haben, in Gestalt nämlich ihres eigenen Triebleben. »Meister« wird in Deutschland nur, wer sich als »fähig erweist, sein Opfer zu bringen«. So will Badiou mit Wagner das Christentum erneuern und schlüpft in den letzten beiden Lektionen selber in die Rolle des Parsifal: Denn wenn »es nur noch ums Überleben geht, hat man der sexuellen Neigung nichts mehr entgegenzusetzen, Man wird von ihr, dem Realen, zerstört und ist wehrlos gegenüber der Lust.« Ohne Otto Weiningers Buch über *Geschlecht und Charakter* zu erwähnen, stipuliert auch er, nur in anderen Worten, dass »das Weib … die bejahte Sexualität des Mannes« ist und deutet in diesem Sinn ganz richtig Syberbergs *Parsifal*-Film: »In der Oper durch die zutiefst obszöne Wunde von Amfortas symbolisiert«, werde die sexuelle Lust »von Syberberg tatsächlich in der schrecklichen Obszönität einer Vagina auf einem Kissen dargestellt, Wenn nur das Überleben zählt, ist man wehrlos gegenüber der Pornographie. Die Maxime der heutigen Welt.« Es geht für Badiou eben um etwas anderes »als um die bloße Konzentration auf Überleben und Selbsterhaltung, um etwas anderes als Egozentrismus. Alles Interesse am Überleben ist nur eine Form von Egozentrismus, bietet daher keinen Schutz vor der Obszönität der Lust.« In Wagners Darstellung des dahinsiechenden Ritterordens findet Badiou das beste Bild für die Ordnung des Staats, der das Christentum sich untergeordnet und damit Paulus verraten hat – die Ordnung, die er im Namen eines wahren Christentums ablehnt, eines Christentums, worin das Individuum mit seinen Trieben in der Gemeinschaft der verneinten Sexualität vollständig aufgelöst zu werden hätte. »Wenn die Eucharistiefeier nur den Sinn hat, den alten Titurel etwas länger leben zu lassen, verwundert es nicht, dass ein Christentum, das sich darauf reduziert, dem Tode geweiht ist.«

Tatsächlich singt Titurel, der Vater von Amfortas, bei Wagner, als wäre er Kafkas Vater: »Mein Sohn Amfortas! Bist du am Amt?« Der Gral ist hier noch unerlöst, der alte patriarchalische, durch ein verkommenes Christentum und sexuelle Liberalität verunreinigte, der ‚verjudete' Staat – für Badiou ist es der Staat schlechthin: Amfortas soll ihn aufrecht erhalten und ist doch nicht mehr imstande dazu. Weil er durch die sexuelle Begegnung mit Kundry gesündigt hat, bereitet ihm die rituelle Existenzerhaltung der souveränen Macht ungeheuerliche Schmerzen. »Das neue Christentum darf nicht mehr dieser egozentristischen Souveränität unterstehen, der es ums Überleben geht und deren Symbol Amfortas genauso wie Titurel ist…« Es muss über den Vater und das Gesetz, über den Staat und die Souveränität hinaus.

Parsifal-Talkshow: Žižek und Lacan

Wir müssen, sagt Badiou, Parsifal »als einen Signifikanten betrachten. Er verkörpert den Signifikanten ‚rein'. Er ist das Schloss der Reinheit.« Reinheit heißt nichts anderes als allem Trieb, aller Sexualität beraubt: ganz so, wie schon Weininger den Phallus als vollkommen entsexualisiert verherrlichte; und Lacan eben diesen Phallus zum Signifikanten schlechthin erklärt hat, um die Entsexualisierung des Sexus zu vollenden. Indem Badiou den Signifikanten wieder zurück auf Parsifal bezieht, kommt das Politische zum Tragen, das bei Lacan im Verborgenen blieb.

Paradox an Badious *Parsifal*-Deutung ist, dass er damit dem Denken Lacans eigentlich näher steht als Žižek, der doch im heutigen Philosophiebetrieb als Lacanianer par excellence firmiert. So kritisiert Žižek (in seinem Buch über die Oper[1]) auch Wagners Lösung im *Parsifal*: Falsch daran sei nicht das kollektive Ritual als solches, sondern sein »Beigeschmack einer obszönen, geheimen Zeremonie. Wie jedes Zwangsritual ist diese Zeremonie eine *Abwehr*bildung – eine Verteidigung gegen das Reale des weiblichen Begehrens«. Aber dieses Falsche wiegt bei Žižek gar nicht schwer, denn er weiß im Unterschied zu Badiou, dass hinter dem Männerbund der Gralsritter nichts anderes als das Ewig-Weibliche selbst steht. Parsifal verwerfe »das Begehren der Frau zugunsten des Mütterlich-Weiblichen«. Das Weibliche als Prinzip triumphiere zwar zunächst in der Abwehr Kundrys, die Žižek als reale Frau und nicht als Idee begreift; dadurch sei die Störung durch den subjektiven Akt des Begehrens zwar beseitigt und der Kreis der Gralsritter und ihrer Reproduktion wieder geschlossen – aber im Grunde könne es sich nur um eine Rückkehr zum sicheren, schützenden Hafen eines Mütterlich-Weiblichen handeln, das doch auch die reale Frau umfassen müsse. In diesem Zusammenhang verweist Žižek darauf, dass der letzte Text, an dem Wagner schrieb, einer »über das Weibliche im Menschlichen« gewesen ist und davon handeln sollte, dass die Frau das Opfer von Machtstrukturen sei, die strikt nach männlichen Prinzipien und nach Maßgabe der Reproduktion bestimmt wären. In genau diesem Sinn gibt schließlich Žižek seine eigene Kritik, die er an Wagners Lösung übte, wieder preis, müsste er doch sonst auch die ganze, von Lacan übernommene Fetischisierung des Signifikanten über Bord werfen: So favorisierte er letztlich eine Inszenierung von Wagners Werk, die »im Finale eine Art Wiederherstellung des Weiblichen oder eher eine Öffnung zu ihm hin« zu erkennen gebe: Vor Parsifals Herrschaft sei die Gralsgemeinschaft wirklich ein auf sich selbst beschränkter männlicher Kreis gewesen, während Parsifal ihn letztlich zum Weiblichen hin öffne. In dieser Weise sieht offenbar Žižek, der darüber spekuliert, ob nicht Lacan »der eigentliche Wagnerianer, der ‚letzte', wenn nicht der vollkommene ‚Wagnerite'« sei, auch seine eigene Aufgabe bei der Verbreitung der Lacanschen Lehre: Er will sie durch das Begehren der realen Frau, durch die »Öffnung zum Weiblichen hin« ergänzt wissen und erscheint einmal mehr wie der Moderator einer Talkshow, der auch Kritiker zu Wort kommen lässt. Der Stargast ist bei ihm zweifellos immer Lacan, nur hat mittlerweile auch Badiou Platz genommen, der eigentlich für Psychoanalyse kaum etwas übrig hat; die beiden Gäste verstehen einander nicht wirklich – wozu gibt es schließlich einen Moderator –, meinen aber dasselbe: es geht im Kern um die Wiedereinführung der Opferbereitschaft, mag damit nun die Öffnung zum Weiblichen hin verbunden sein oder nicht.

Badious Kommunismus

Titurel steht in Wagners Werk und in Badious Deutung jedenfalls für den Staat und für eine Vernunft im Sinne Spinozas, deren Inhalt nichts anderes als Selbsterhaltung ist, sodass Selbsterhaltung paradoxerweise als einzig noch mögliche Transzendenz erscheint. Badiou aber will, indem er Wagners Konzeption aktualisiert, eine Gemeinschaft ohne den Sinn der Selbsterhaltung und darin geht er über den Parteikommunismus, dem er als alter Maoist entstammt, hinaus und führt zugleich die maoistische Kulturrevolution fort: »Wie kann sich die tätige Gemeinschaft ohne jede Transzendenz darstellen, auch und vor allem nicht der Partei oder des Obersten Führers? Wie kann sie aktiv an der Darstellung ihrer kreativen Fähigkeit mitwirken, ohne sich, wie alle Zeremonien dieser Welt, dem schnöden Mammon oder den schäbigsten Interessen zu widmen? Kann man sich eine wirkliche Zeremonie des Kommunismus vorstellen, die die kommunistische Volksbewegung wieder in Gang bringen kann, ohne die despotische Immobilität eines Staates zu feiern?« Die großen Massenversammlungen in Moskau oder auf dem Tien'anmen-Platz seien zwar Zeremonien gewesen, in denen das Volk seine historische Existenz darstellen sollte, aber wichtiger für die Zukunft erscheinen Badiou doch *Parsifal* und Bayreuth: Denn das Scheitern jener Zeremonien rühre daher, dass ihre Darstellung »nicht Ausdruck seiner gewaltigen Möglichkeiten, sondern Reflex der es repräsentierenden Staatsmacht war«. Der interessanteste Grenzfall sei dabei noch »die Heraufbeschwörung der aufständischen Massen in der chinesischen Kulturrevolution« gewesen. »Aber auch da fungierte der Körper Maos … als Garant der Staatsförmigkeit.« Badiou betrachtet sich eben selbst als eine Art Parsifal, seine Philosophie und Ethik als den Speer, den dieser der Gemeinschaft bringt, um sie sowohl von der Staatsförmigkeit wie von den Trieben zu erlösen. Damit halbiert er, was Marx noch unter Kommunismus verstand und verkehrt es ins Gegenteil, wären doch Staat und Kapital im Sinne von Marx abzuschaffen, damit gerade jedem Individuum »nach seinen Bedürfnissen« und Trieben endlich leibhaft so weit als irgend möglich genüge getan werden könnte, und das heißt: so weit, dass kein anderes darunter leide.

Badiou hingegen braucht den Wagnerschen *Parsifal* wie den maoistischen Kommunismusbegriff, um Heideggers Ontologie und Carl Schmitts politische Theorie zu reinigen von all dem, was diesen noch an positiven historischen Bezügen anzuhaften scheint oder jedenfalls an die ideologischen und praktischen Mittel des Nationalsozialismus erinnern könnte. Heidegger habe das Sein noch zu positiv bestimmt und dadurch partikularisiert, so wie Schmitts Politikbegriff doch irgendwie auf den Staat setzte und nicht aufs Kollektiv schlechthin. Erst dadurch, dass die nationalsozialistische Machtergreifung eine *deutsche* Revolution sein wollte, sei sie von einem wahren, dem Sein gemäßen »Ereignis« abgewichen, »das eine Zeremonie wieder möglich« mache, sodass deutsche Philosophen und Staatsrechtler dem Irrtum verfallen konnten, ihr zu folgen. In bestimmter Hinsicht beurteilt Badiou die ‚Revolution' von 1933 aus der Perspektive der ‚Festung Europa' von 1941, deren Perspektive eben längst und in jeder Hinsicht über die Fixierung auf den deutschen Staat hinausgegangen war. Letztlich stimmt sein Denken mit deutscher Ideologie noch dort überein, wo er sich von ihr unterscheiden möchte, und so kann er auch dem Nationalsozialismus seine Anerkennung nicht ganz versagen, meint eben lediglich einschränkend in seiner *Ethik*, es sei aber »wahrscheinlich«, dass »die Nazipolitik kein Wahrheitsprozess« war.

Am Ende seiner Lektionen zum Fall Wagner versucht Badiou darum neuen Anlauf zu nehmen zu einem solchen Wahrheitsprozess, den der Nationalsozialismus verfehlt habe: »Kann ein Ereignis eintreten, das die Zeremonie möglich macht? Im *Parsifal* ist es geschehen. Es führt aber, wie ich meine, in formaler Hinsicht nicht dazu, die Zeremonie zu etwas Neuem zu machen. Es führt nicht zur Einführung einer wirklich neuen Zeremonie.« Für diese Zeremonie müsste wohl die ganze Welt zur Bayreuther Festspielbühne werden – und im Vorlauf des kommenden Ereignisses schreibt Badiou schon einmal die Beiträge fürs politische Programmheft.

---

[1] Alain Badiou: Fünf Lektionen zum ‚Fall Wagner'. Zürich 2012.
[2] Slavoj Žižek: Der zweite Tod der Oper. Berlin 2008.

Gerhard Scheit wird am Donnerstag, 18. November, 19.30 Uhr in der Stadtwerkstatt einen Vortrag mit Musik halten: WAGNER, MAHLER, WEININGER. »Das Weib ist die bejahte Sexualität des Mannes«: Konfrontation mit Wagners »Geschlechtsneid« bei Gustav Mahler, Otto Weininger und Alain Badiou.



Verdrängung der Bisexualität

Vorabdruck eines Auszugs aus dem Beitrag von *Renate Göllner* im neuen Heft der *sans phrase*, das im Dezember 2014 erscheint.

»… die Bisexualität! Mit der hast du sicher Recht. Ich gewöhne mich auch, jeden sexuellen Akt als einen Vorgang zwischen vier Individuen aufzufassen.«

Sigmund Freud an Wilhelm Fließ

Die Bisexualität von Mann und Frau zählt neben der Theorie des Unbewussten, der Trieblehre, der sie letztlich auch zuzurechnen ist, und der infantilen Sexualität wahrscheinlich zu den weitreichendsten Entdeckungen Freuds, die Zeugnis von der Kühnheit und Unerschrockenheit seines Denkens ablegen. Zwar kam die Anregung von Wilhelm Fließ, doch hat nur Freud diesen Gedanken entfalten können, da er mit der zugleich entwickelten Trieblehre und seinem Begriff vom Ich die dazu unabdingbaren Voraussetzungen besaß. Zur gleichen Zeit hatte der junge Wiener Philosoph Otto Weininger in seiner philosophischen Abhandlung *Geschlecht und Charakter* ebenfalls eine Theorie der Bisexualität entworfen, doch handelt es sich dabei gleichsam um das genaue Gegenteil von Freuds Auffassung: Die Erkenntnis der Bisexualität wird hier gegen den Trieb gewendet und löscht damit die Sexualität selbst aus in einem Monismus des Phallus. Das Weib, so Weininger, besitze kein intelligibles Ich, sei ein Stück Natur, das unbewusst existiert. Während der Mann mit der Form identifiziert wird, ist das Weib bloß ungeformte Materie. Die Materie aber gilt Weininger so gut wie gar nichts, das heißt: »Das Weib ist nichts«. Der reine Mann erscheint als »das Ebenbild Gottes«, das Weib dagegen als ein »Symbol des Nichts«. (Bei Lacan schnurrt dann dieser ganze Wust an Schmähungen zu einem einzigen sexuellen Existentialurteil zusammen: La femme »n'existe pas«.) Dass sie eben doch existiert, unabhängig von der Kastrationsdrohung, die das gesellschaftliche Verhältnis der Geschlechter bestimmt, so wie der Mann unabhängig von der Identifikation mit dem Phallus, in dieser Erkenntnis bewährt sich die Freudsche Lehre gegenüber ihren Verballhornungen bei Lacan und dessen Nachfolgerin Judith Butler. Nur so ist es überhaupt möglich, von Bisexualität auszugehen, denn von ihr kann nur gesprochen werden, wenn beide Seiten, Natur und Gesellschaft existieren.

Worauf Freud in seinem eingangs erwähnten Brief an Fließ über die Bisexualität anspielt, sind sexuelle Präferenzen und Vorlieben, sogenannte weibliche und männliche Eigenschaften wie Aktivität und Passivität, die während der Lust durcheinander geraten, wodurch die herkömmlichen psychosexuellen Grenzen zwischen den Geschlechtern aufgehoben erscheinen. Mit Homosexualität aber hat der Begriff der Bisexualität zunächst nichts zu tun, jedoch verweist er darauf, dass der Trieb nicht festgelegt ist, und zeigt die ganze Stärke eines *offenen Naturbegriffs*, der sich sonst fast nur in der Kritischen Theorie findet.

Die Bedeutung der Annahme einer für die Psyche konstitutiven Bisexualität, wonach »unser aller Libido normalerweise lebenslang zwischen dem männlichen und dem weiblichen Objekt« schwankt, ist daher stets für beide Geschlechter von außerordentlicher Bedeutung. Jedes Individuum zeigt einander scheinbar ausschließende Triebregungen und Bedürfnisse, die entweder als männliche oder als weibliche gesehen werden können: »Von Beginn der subjektiv wahrgenommenen sexuellen Erregung an, muß demnach das Kind, gleichgültig, welchen Weg der manifesten sexuellen Objektwahl es später einschlagen wird, *mit Vater und Mutter* fertig werden, und dies kann es nur, weil es sich bisexuell identifizieren kann. Darum hebt auch Freuds schöner und oft mißverstandener Begriff der *konstitutionellen Bisexualität* nicht nur auf die biologische Konstitution ab, sondern auch auf die im Unbewußten stets vollzogene Objektwahl« (Reimut Reiche).



Sigmund und Anna Freud in den Dolomiten 1913.

Während Freud die Unvollständigkeit und der fragmentarische Charakter seiner Untersuchungen zur weiblichen Entwicklung durchaus bewusst waren, schien er vom Konzept der Bisexualität, von seiner »unzweideutig bisexuellen Anlage« schon früh überzeugt und erachtete dessen Akzeptanz als unumgänglich, um die tatsächlich beobachtbaren Sexualäußerungen von Mann und Frau überhaupt verstehen zu können. Nicht so sehr weil er ein Mann war und ihm die Sexualität der Frau bis zu einem gewissen Grad ein Rätsel bleiben musste, sondern weil ihn von Beginn seiner Forschungen an beträchtliche Zweifel plagten, was denn nun »weibliche« und was »männliche« Eigenschaften überhaupt seien, war er um größtmögliche Offenheit bemüht und wollte eine vorschnelle Festlegung und, im Gegensatz zu Weininger, eine Bewertung vermeiden.

Bildet die anatomische Bisexualität, die durch das gleichzeitige Vorhandensein von männlichen und weiblichen Genitalien, wenn auch in ganz unterschiedlicher Ausprägung, charakterisiert ist, den Ausgangspunkt von Freuds Überlegungen, so steht doch die psychische Dimension, also die durch die Voraussetzung einer Bisexualität in dieser Hinsicht überhaupt erst mögliche Objektwahl im Zentrum seiner Untersuchung: »Der Psychoanalyse erscheint vielmehr die

> Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleiche freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und frühhistorischen Zeiten zu beobachten ist, als das Ursprüngliche … Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit, der eine im Grunde chemische Anziehung zu unterlegen ist.« Allerdings vergaß Freud an dieser Stelle hinzuzufügen, dass ebenso umgekehrt das ausschließliche sexuelle Interesse der Frau für den Mann ebenfalls der Aufklärung bedürftig ist. Erst durch einen, durchaus auch gewaltsamen Prozess der Zivilisation gelang es jedenfalls, die zunächst polymorph-perverse Anlage zuzurichten. »Weitere Ausblicke eröffnen sich, wenn wir die Tatsache in Betracht ziehen, dass der Sexualtrieb des Menschen ursprünglich gar nicht den Zwecken der Fortpflanzung dient, sondern bestimmte Arten der Lustgewinnung zum Ziel hat. Er äußert sich so in der Kindheit des Menschen, wo er sein Ziel der Lustgewinnung nicht nur an den Genitalien, sondern auch an anderen Körperstellen (erogenen Zonen) erreicht und darum von anderen als diesen bequemen Objekten absehen darf.« Freud pocht an dieser Stelle deutlich auf diese an die erogenen Zonen (Partialtriebe) gebundene Lust, welcher zu ihrem Recht zu verhelfen wäre. Prägenitales Erleben ist nicht einfach mit dem ödipalen Konflikt erledigt, »sondern bleibt parallel bestehen, ist überhaupt konstitutiv für psychisches Geschehen allgemein und kann nicht auf das ‚sexuelle Vorspiel' beschränkt und dementsprechend in seiner Bedeutung verkannt werden. Insofern ist die Sexualität des Erwachsenen notwendigerweise immer kompromittiert von infantiler Sexualität, die sich dem Genitalprimat widersetzt« (Susann Heenen-Wolf).

An den Gedanken einer Lust, die auch der polymorphen Sexualität Raum bietet, knüpft eine Diskussion zwischen Adorno und Horkheimer an: »Ist nicht die genitale Sexualität gegenüber den Möglichkeiten der Erfahrung eine fürchterliche Verarmung?« – fragt Adorno, und auf den Einwand Horkheimers: »Das Genitale ist nicht einfach Beherrschung«, setzt er fort: »Die Partialtriebe melden gegenüber der Genitalität etwas Richtiges an … Ich glaube, daß das Ideal des Genitalcharakters ganz schlecht ist. Sein typischer Vertreter ist Siegfried, vom jungen Wagner als Proletariat konzipiert. Damit hängt sehr eng die Verkehrtheit des Glücks, das in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden kann, zusammen.« Die Verkehrtheit des Glücks meint die falsche Zielorientiertheit, die Anstrengung, ja letztlich die Leistung, die dem Einzelnen gesellschaftlich abverlangt wird und die selbst vor dem Sexualakt nicht Halt macht. »Eng mit dem ‚Primat der Genitalzone' hängt eine für die männliche Sexualität folgenreiche Veränderung zusammen. Das neue, mit dem Primat der Genitalität errichtete Sexualziel, das aus ‚der Entladung der Geschlechtsprodukte' oder, anders ausgedrückt, aus dem Eindringen des Penis in die Vagina besteht, desexualisiert den Körper des Mannes und macht den Penis zu seinem einzigen Sexualorgan. Vorbereitet ist diese von Freud gedachte Veränderung durch die eminente Bedeutung des Penis für die Entwicklung der beiden Geschlechter in seiner Theorie. Am Ende dieser Entwicklung haben wir den Vorstellungen von Freud zufolge einen Mann vor uns, der über ein hochbedeutsames sexuelles Organ, nicht jedoch über einen besetzbaren sexuellen Körper verfügt, was zugleich bedeutet, dass er dem Begehren der Frau wenig Raum bietet.« (Martin Dannecker) Anders formuliert: Die Frau habe einen »Sexualkörper«, während der Mann vor allem über ein Sexualorgan, jedoch nicht einen »sexuellen Körper« verfüge. Auf diese Weise wäre der Primat des Phallus eben nicht als Signifikant, sondern als gesellschaftliches Verhältnis selbst im Intimsten bestimmt. Und damit ist das ganze Elend benannt, das die Sexualität der Erwachsenen gewöhnlich kennzeichnet und von dem sich wirklich zu befreien der Befreiung von Herrschaft gleichkommt.

Ohnedies ist es völlig unklar, was denn nun genitale Sexualität eigentlich bedeutet – abgesehen davon allerdings, dass durch sie erst die Einheit des Getrennten hergestellt ist, die jedoch nach Adornos Urteil zugleich als falsche, der Versöhnung widerstrebende begriffen werden muss. So gibt es im Sinne Freuds einerseits die Festlegung auf ein anatomisches Geschlecht, (durch Geburt und nicht durch *male/female*-Ankreuzung in der Geburtsurkunde), und andrerseits eine Festlegung auf eine unaufhebbare konstitutionelle Bisexualität. Das bedeutet, an ein bestimmtes biologisches Geschlecht (oder im Fall des Hermaphroditismus – nach heutiger Diktion: der Intersexualität – an beide) als das eigene körperlich gebunden zu sein – und zugleich nicht gebunden zu sein. Diese Ungebundenheit wird durch die gesellschaftlich hergestellte Einheit möglich, die in der genitalen Sexualität erlebt wird. Diese Einheit ist zwar eine falsche, aber doch eine Einheit, das heißt: Durch sie ist mit dem Objekt der Begierde Vermittlung hergestellt und solchermaßen homosexuelle nicht anders als heterosexuelle, sind auf ein oder auf beide Geschlechter gerichtete Triebziele möglich.

Die ‚transsexuelle' Umwandlung des Geschlechts durch einen chirurgischen Eingriff und hormoneller Behandlung eröffnet hingegen, zumindest teilweise, die Möglichkeit, von einem fixierten homosexuellen Triebziel aus das Geschlecht neu festzulegen. Damit erscheint sie wie eine Rücknahme der Objektwahl, also der konstitutiven Unbestimmtheit des Triebziels – wobei dies nicht selten unter großem gesellschaftlichen Druck oder politischem Zwang erfolgt: In der Islamischen Republik Iran, in der Homosexualität mit dem Tod bestraft wird, ist die Transsexualität nicht nur erlaubt, sie wird bewusst gefördert und auf diese Weise als Waffe gegen Homosexualität benützt.

Renate Göllner ist Autorin, schrieb zuletzt das Buch »Schule und Verbrechen. Zur Vertreibung jüdischer Schülerinnen und Schüler von Wiens Mittelschulen« (2009 Peter Lang). Sie ist Redakteurin der Zeitschrift sans phrase *und gab gemeinsam mit Ljiljana Radonic »Mit Freud. Gesellschaftskritik und Psychoanalyse« (ça ira 2007) heraus.*

www.sansphrase.org

Arztbriefe für Helden

Felix Riedel über die neuere Psychoanalyse des Films.

Jede Inhaltsanalyse von Medien bedarf psychoanalytischer Kenntnisse, um wirksam zu werden. Als der Film zum Massenmedium avancierte, war es Siegfried Kracauer, der die Psychoanalyse in die Filmanalyse hereinnahm und damit ein differenziertes Konzept der sozialpsychologischen Inhaltsanalyse entwickelte, das bis heute Standards setzt. Mit seiner seriellen Abmischung von ästhetischem Urteil, literaturwissenschaftlicher Expertise, Individualpsychologie, technologischer Analyse und marxistischer Gesellschaftskritik liefert Kracauer das filmwissenschaftliche Grundrauschen des Kulturindustriekapitels der »Dialektik der Aufklärung«. 1943 findet sich hier ein »Zirkel« aus Bedürfnis und Manipulation beschrieben. Ist der Zirkel erst entstanden, kann Aufklärung sich nur gegen dessen vormanipulierte Bedürfnisse wenden (was ihr den Vorwurf der Spielverderberin einträgt) oder allenfalls als klandestines »Gegengift« wirken. Die Medienwissenschaften heute tendieren – in Reaktion auf Horrorfilm- und Killerspieldebatten – zur Leugnung des manipulativen Charakters von Massenmedien und betonen mitunter euphorisch den demokratischen Charakter der neuen Medien.

»Das Böse«…

»Despite the cultural pessimism of the Frankfurt School, despite the power of ideology to reproduce itself in its subjects, despite the hegemonic force of the dominant classes, the people still manage to make their own meanings and to construct their own culture within, and often against, that which the industry provides for them. Cultural studies aims to understand and encourage this cultural democracy at work.« (John Fiske: British Cultural Studies and Television. 1987)

Mit der Parole der »User Agency« werden heute »innovative«, »individuelle« und »kreative« Nutzungsweisen von Smartphones und anderen Gadgets gepriesen, denen man mit »ethnographischen Methoden« zu Leibe rückt – was selten mehr heißt, als in S-Bahnen Fremde bei medialen Verrichtungen zu beobachten. Solcher euphorischen Nähe zum Gegenstand fehlt so gut wie nie der von den *Cultural Studies* zum Distinktionsgewinn angestiftete Irrglaube, der kritischen Theorie habe es an Material und Kontakt mit der Massenkultur gemangelt.
Eine Kritik von Massenmedien, die über das Partikulare und Obligate hinausgeht, würde die Medienwissenschaft heute in Opposition zu ihrem Forschungsgegenstand und potentiellen Arbeitsgeber drängen. Die ewige Wiederholung des Immergleichen zwingt ihr regelrecht auf, ihrem Gegenstand Innovativität anzudichten, um nicht selbst in den Verdacht des Stillstandes zu geraten.

Das gleiche Problem erfasst die Psychoanalyse, die in Deutschland weiterhin ihr trostloses Dasein als Einzelwissenschaft und »Dienstmagd der Psychiatrie« (Freud) fristet. Von den Nachbardisziplinen, insbesondere den Medienwissenschaften ausgegrenzt, kanalisiert sie Kritik aufs Individuum und leistet Beratung, Supervision und Assistenz. Dass der Versuch geleistet wird, diese innere Emigration zu durchbrechen und der Psychoanalyse die Gesellschaft zurück zu geben, die ihrerseits von Psychoanalyse wenig wissen will, das ist der erfreulichere Teil der neueren Filmanalysen, die in den letzten Jahren im *Psychosozial-Verlag* erschienen sind. Bei einer derartigen Fülle von Beiträgen und Filmen bleiben tiefere Erkenntnisse über psychoanalytische Theorie und Filmdeutungen nicht aus. Es dominiert jedoch durchwegs der Wunsch, wieder gesellschaftliche Relevanz zu erfahren, ohne selbst gesellschaftliche Konfrontation zu wagen. Da an der Beliebtheit des Filmes nichts zu rütteln ist, wird keine dieser Veranstaltungen dem Filmpublikum vorhalten, wie und wozu es manipuliert wird. Auch in der Filmanalyse richtet sich Kritik auf den imaginären Filmpatienten, mit dem Unterschied, dass hier eine lustvolle, objektivierende Beobachterrolle eingenommen werden kann, die in der Therapie verstellt bleibt. Und so werden die womöglich von Psychoanalytikern extra für Psychoanalytiker im Film ausgestreuten Konflikte und Rätsel noch einmal nacherzählt, mitunter wenig stringent oder falsch gedeutet und der Filmheld mit dem Arztbrief in der Hand entlassen. Der Herausgeber von gleich zweien der Bände, der Hamburger Analytiker Theo Piegler, gesteht sich das Dilemma in seiner nur deutenden Analyse von »Gran Torino« ein:

»Im Grunde ist dieser Film selbst schon seine Deutung. […] Es wird eigentlich alles gezeigt und gesagt, was es zu sagen gibt. Ich werde mich deshalb darauf beschränken, Beobachtbares mit psychoanalytischer Terminologie zu benennen […]« (FF: 159f)

Leider verströmt er selbst dabei den Optimismus einer von Marx-Lektüre und kritischer Theorie gereinigten Psychoanalyse. Das liest sich dann so:

»Bewegend auch die Szene, in der Kowalski sich die Äußerungen des Hmong-Schamanen anhört, der ihn so zielsicher konfrontiert, dass er tief betroffen mit einem Symptom reagiert: Bluthusten. In einer der Szenen danach erlebt man ihn zum ersten Mal lachend. Es gelingt ihm, Frieden mit sich selbst zu finden und so stirbt er auch. Das Geheimnis seiner Entwicklung beruht auf den positiven intersubjektiven Begegnungen, die er macht. Sie sind es, die seine inneren Objektbilder transformiert haben.« (FF: 166)

Und der Film lässt uns an diesem Geheimnis selbstlos teilhaben, das offenbar darin besteht, doch einmal einen Hmong-Schamanen oder Analytiker aufzusuchen, der uns »zielsicher konfrontiert« und mit echten, sichtbaren »Symptomen« reagieren lässt – Selbstwirksamkeitswünsche für Analytiker. Weil es dem Film offenbar ernsthaft an Realitätsprinzip mangelt, hat Piegler noch eine Anekdote parat:



…und der »Kulturbringer«?

»Auch in der Psychoanalyse können wir die Realität nicht ausklammern. [sic!] *Erlauben Sie mir deshalb noch einen kleinen, völlig unanalytischen Nachtrag: Sicher interessiert Sie, was aus dem realen Detroit geworden ist. Erstaunlicherweise hat der Film etwas dick aufgetragen, die Stadt war gar keine Hmong-Hochburg, und heute hat man »Arbeitsplätze« mit urban farming geschaffen – die Ordnung ist also nicht in Gefahr, das »Marode« wird wieder aufgerichtet, reift und versöhnt.«* (FF: 166)

Der gleiche Harmonismus prägt Markus Fähs Analyse von *Apocalypse now*, die er im Arztbriefmodus abschließt:

»Willard ist es geglückt, seine Krise zu überwinden, sich für das Humane zu entscheiden. Er hat die destruktiven Klippen gemeistert. Er hat die Metamorphose geschafft. Seine Zukunft ist offen, wie auch die Zukunft jedes einzelnen Menschen offen ist, wenn er mit seinen inneren Widersprüchen zwischen dem Menschlichen und dem Unmenschlichen, dem Destruktiven und dem Liebevollen ringt; offen wie die Zukunft der Menschheit überhaupt.« (CP: 86)

Diese filmoptimistische Lesart schlägt noch einmal bei Mirna Würglers »King Kong«-Analyse durch:

»Betrachten wir die Erfindung des Films als einen Einschnitt in der kulturellen Entwicklung des Menschen, so können wir die folgende abenteuerliche Interpretation wagen: Ganz früher sind wir der Bedrohung durch gewalttätige Überwältigungen – sprich durch unintegrierte Aggressionen, welche die soziale Gemeinschaft durch kathartische und zerstörerische Ausbrüche bedrohte – mit Opferritualen begegnet. Der so errichtete Schutzwall genügte, um die kulturelle Ordnung zu schützen. Die Monster auf Film zu bannen hieß jedoch nicht, sie zu zähmen, sie brachen vielmehr überlebensgroß in unsere Realität ein. […] Doch kommt zu guter Letzt in dieser dritten Interpretation das Trickster-Motiv des Kulturbringers zum Tragen: Mit dem Film schaffen wir uns die Möglichkeit, unsere namenlosen Monster in eine Geschichte einzubinden, in der das Unheimliche Konturen bekommt und das Böse besiegt werden kann.« (CP: 175)

Eine Analyse, die King Kong als Böses interpretiert und mit Carl Denham, Verfolger und letztendlich Zerstörer King Kongs, als »Kulturbringer« sympathisiert, läuft jedoch auch den noch als positiv zu bewertenden Intentionen der Filmkonstruktion zuwider: die stößt zumindest in Peter Jacksons opulenter Verfilmung gerade die kritische Reflexion auf die homosexuelle Verfolgung und Verdrängung des Begehrten und die homophob-ödipale Zerstörung des Begehrten (womöglich durch die Frau) an.

Fast alle der in den Bänden vorgelegten Filmanalysen stehen im Bann des Missverständnisses, der Film könne mehrheitlich als Medium der Aufklärung über Psychoanalyse und Verdrängtes fungieren, seine gesellschaftliche verdrängende Wirkung und Funktion wird allenfalls marginal angedeutet. Hermeneutische filmanalytische Verfahren suggerieren ein positives Sinnganzes des Films, dem sich dann durch Introspektion auf die Schliche kommen ließe. Filme werden zu harmlosen, jeweils vereinzelten »Erzählungen« verniedlicht. Die im schlechten Sinne pazifizierende Wirkung der Kulturindustrie kann aber nicht durch gelegentliche Information, allfälligen symbolischen Reichtum oder ästhetische Reste neutralisiert werden.

Was Filmanalyse leisten könnte, wäre das mitunter nicht unerhebliche Gegengift in besseren Kulturwaren wie »Naked Lunch« (David Cronenberg), »Der Leichenverbrenner« (Juraj Herz) oder »Onibaba« (Kaneto Shindô) aufzuspüren und gleichzeitig den Konsumenten aufzuzeigen, mit welchen psychoanalytischen Raffinessen sie in der Masse der Kulturwaren durch Wiederholung korrumpiert werden. Das aber bedürfte des Mutes zum Widerstand gegen die vorherrschenden regressiven Wünsche – »madig machen«, wie Adorno es nannte. Davon sind Filmanalysen weit entfernt, wenn sie ihre Lieblingsfilme einem umschmeichelten Publikum als Aufklärung über Psychoanalyse anempfehlen und so in Werbung noch mehr Werbung einschleusen.

FL: *Filmräume – Leinwandträume. Psychoanalytische Filminterpretationen.* Alf Gerlach, Christine Pop (Hg.) 2012. Gießen: Psychosozial Verlag.
FF: *Das Fremde im Film. Psychoanalytische Filminterpretationen.* Theo Piegler (Hg.) 2012. Gießen: Psychosozial Verlag.
CP: *Cinépassion. Eine psychoanalytische Filmrevue.* Yvonne Frenzel Ganz, Markus Fäh (Hg.) 2010. Gießen: Psychosozial Verlag.

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten.
www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

Do or die?

Kristina Pia Hofer über Musikmachen, DIY-Strategien und feministische Selbstorganisation im Neoliberalismus.

Olympia, WA, im Herbst 1990: Bikini Kill, all-female Band um Sängerin, Aktivistin und Ex-Sexarbeiterin Kathleen Hanna, formulieren ein Manifest mit dem Titel *Revolution Girl-Style Now*. In ihrem Manifest argumentieren die Musikerinnen für ein selbstorganisiertes feministisches Korrektiv für die sie umgebende Punk- und Hardcore-Szene. Die Aktivistinnen kritisieren, dass diese Szene trotz ihres selbst erhobenen Anspruchs, im Gegensatz zu den diskriminierenden und einschränkenden Strukturen der Mehrheitsgesellschaft einen gleichberechtigten und emanzipativen Raum zu bieten, nur wenig Sensibilität für von ihr selbst generierte Ausschlüsse über Geschlecht zeige: Aktive, produktive Protagonisten seien überwiegend männlich, während Frauen hauptsächlich die Rollen von Konsumentinnen, Mitläuferinnen oder Liebhaberinnen zugestanden würden, was mögliche Handlungsräume und Zugang zu Produktionsmitteln für weibliche Akteurinnen erheblich einschränkt. Die in Punk-inspirierten subkulturellen Strömungen hochgehaltene Idee des ‚Do It Yourself' (DIY) und ‚everyone can do it', also ein Ethos der Selbstermächtigung durch Selbermachen, nimmt im Manifest einen zentralen Stellenwert ein. In Punk-Zusammenhängen bedeutet DIY spätestens seit den 1970ern, dass bedeutende Musik- und Kulturarbeit nicht nur von (bezahlten und ausgebildeten) Profis geleistet werden kann, sondern auch und besonders von selbstbestimmten Amateur_innen, die mit limitierten Mitteln und begrenztem Können operieren. Wie die sie umgebende Szene orten Bikini Kill ein ‚revolutionäres' Potential in diesen Praktiken. Anders als diese Szene fordert die Band allerdings die Einlösung dieses Versprechens für die Geschlechterverhältnisse im (subkulturellen) Musikmachen und Schreiben: »BECAUSE we don't want to assimilate to someone else's (Boy) standards of what is or isn't ‚good' music or punk rock or ‚good' writing AND THUS need to create forums where we an recreate, destroy and define our own visions« und »BECAUSE … we are patently aware that the punk rock ‚you can do anything' idea is crucial to the coming angry grrrrl revolution which seeks to save the psychic and cultural lives of grrrls and women anywhere, according to their own terms, not ours«, heißt es hier.

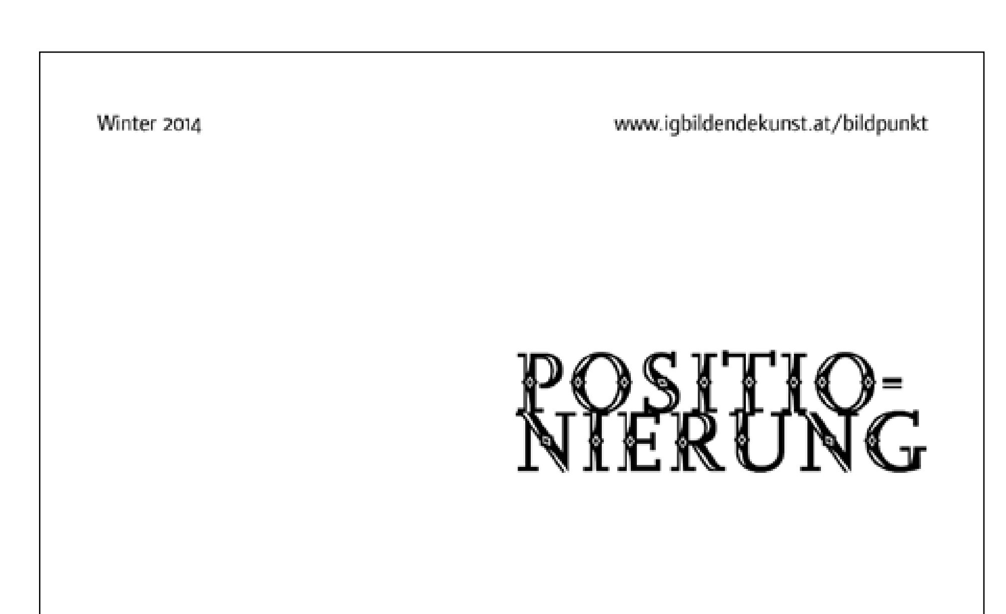
Dass DIY-Praktiken nicht nur theoretisch für die Veränderung von Strukturen sorgen, zeigt die Verbreitungsgeschichte von *Revolution Girl-Style Now*. 1991 reproduziert die Band das Manifest in der zweiten Ausgabe ihres selbstpublizierten Fanzines *BIKINI KILL ZINE*, welches nicht nur innerhalb der lokalen Szene weit zirkuliert, und damit Riot Grrrl als Idee und Praxis auch außerhalb von Washington State (und außerhalb den USA) bekannt macht. Auch andere wegbereitende Stationen, die die sich formierende Riot-Grrrl-Bewegung während der 1990er kennzeichnen, gründen stark auf Prinzipien des Selbermachens und der Selbtsorganisation. Musikerinnen vernetzen sich z.B. vermehrt im Rahmen von Festivals und Conventions, erste female-only Festivals finden statt, und Bands gründen unabhängige, dezidiert feministische Labels, um eigene Produktionen und Aufnahmen aus dem nahestehenden Umfeld abseits der einschlägigen, androzentristischen Foren zu veröffentlichen. Impulse aus dem Riot-Grrrl-Umfeld der 1990er wirken bis heute in feministische Musiker_innenkreise, und lassen sich in vielen gegenwärtigen Organisations- und Aktionsformen, wie etwa Ladyfesten oder Girls Rock Camps[1], beides Strategien der 2000er und später, wiedererkennen.

Inwieweit bedeutet aber Selbermachen heute auch Selbstermächtigung? Die deutschsprachige Poptheorie warnt seit den 1990ern, dass viele der Ideale und Praktiken, die einen punkigen DIY-Ethos ausmachen, in gegenwärtigen neoliberalen Kontexten keinen Ort abseits der hegemonialen Strukturen eröffnen können, sondern vielmehr die eigentlichen Instrumente gesellschaftlicher Konformität und Kontrolle darstellen.[2]

Foto: David Murobi

Die Autorin als Ana Threat

Waren Praktiken, wie unbezahltes Arbeiten um der Sache willen, permanente Aneignung von Wissen und Können, die Bereitschaft zu hochgradiger Flexibilität und zur Entgrenzung von Arbeit und Freizeit, sowie die Fähigkeit, »mit wenig Geld und unter chaotischen Zuständen und Zeitplänen« effektiv zu produzieren[3] (Neidhart 2009) in den 1970er Jahren noch eher subkulturellen Feldern zugeordnet als der von oben verordneten Lohnarbeit der Masse, werden diese Qualitäten im Neoliberalismus *allen* Mitgliedern der Gesellschaft abverlangt, und gerinnen damit zum ganz normalen Repertoire dessen, was ein gutes Subjekt eben so draufhaben muss. Die einstigen (vermeintlichen) Strategien des Entkommens können so zu ziemlich repressiven Selbsttechniken werden. Selbstverständlich haben diese Entwicklungen auch weitreichende Konsequenzen für die Musik- und Kulturarbeit: von den Akteur_innen wird nun z.B. auch von Fördergeber_innenseite erwartet, auch mit minimalen Budgets und ohne (fix) bezahlte Mitarbeiter_innen exzellente Arbeit leisten zu können. Es gilt also in jedem Fall zu überlegen, wer vom jeweiligen selbstorganisierten Selbermachen letztendlich am meisten profitiert.



Gegenwärtigen feministischen Organisationsformen ums selbstermächtigende Musikmachen jedoch pauschal vorzuwerfen, sie würden mit dem Einsatz von DIY-Strategien den hegemonialen Umständen in die Hände spielen, greifen zu kurz. Zu viele Unterschiede bestehen in deren kritischen Umgang mit dem Spannungsfeld zwischen Eigeninitiative und Selbstausbeutung, in dem sie notwendigerweise operieren. Zum einen zielen sowohl Ladyfeste als auch Girls Rock Camps nicht auf die Anhäufung von kommerziellem Gewinn, sondern auf die Schaffung von politischem Mehrwert. Traditionell verstehen sich Ladyfeste als non-profit-Veranstaltungen, die auftretenden Künstler_innen zwar oft ein (verglichen mit ‚Profi-'Zusammenhängen schmales) Honorar bereitstellen, aber zum größten Teil aufgrund von Eigenfinanzierung aus der Szene (über Solifeste und ähnliches) und der unbezahlten Arbeit der Organisator_innen überhaupt erst realisierbar werden. Diese Aufteilung der Tätigkeiten in bezahlte und unbezahlte Arbeit, und die damit einhergehende unterschiedliche Wertigkeit der verschiedenen Beiträge zum Gelingen eines Ladyfests, wurden z.B. im Rahmen der Ladyfeste in Wien der Mitt-2000er explizit thematisiert, wenn auch ohne zu konkreten Lösungsvorschläge zu kommen (siehe Sushila Mesquita im Interview mit Elke Zobel 2010).[4] Wert, Nutzen und letztlich Gewinn rechnet sich hier auch darin, inhaltliche Reflexion nötig und möglich gemacht zu haben.

Zum anderen erteilen Ladyfeste und Girls Rock Camps einem wichtigen Aspekt des neoliberal gefärbten Zwangs zum Selbermachen eine deutliche Absage: nämlich jenem der Konkurrenz und des permanenten Wettbewerbs der Akteur_innen untereinander.[5] Während neoliberale Schaffensdispositive einzelne produzierende Subjekte durch die Anstiftung zur Rivalität motivieren, und sie somit isolieren und entsolidarisieren, ist ‚Do It Yourself' in aktuellen feministischen Strategien untrennbar mit ‚Do It Together' verbunden. Absicht der Vermittlung und Aneignung von Fähigkeiten und der Organisation in produktiven, produzierenden Kollektiven ist hier nicht der Wille, besser zu sein als andere, sondern gemeinsam an solidarischen, unterstützenden Strukturen zu arbeiten, in denen bessere Produktions- und in weiterer Folge auch bessere Lebensumstände für alle entstehen können. Das Pink Noise Girls Rock Camp Niederösterreich z.B. ist demnach weder eine ‚Popakademie', in der den Teilnehmerinnen_ gegen hohe Studienbeiträge beigebracht werden soll, wie sie sich auf dem musikalischen Markt durchsetzen könnten, noch ein Castingformat, in dem ‚gutes' von ‚schlechtem' Selbermachen abgeschieden wird. Was am Markt als Können gilt, dient im Camp nicht als Maßstab. Die Initiatorinnen_ erinnern vielmehr an das emanzipative Potential des Räudigen, des Rumpeligen, und des Dilletantischen, das im historischen DIY-Gedanken in Punk-Zusammenhängen wesentlich mit dem utopischen Potential der Selbstermächtigung in Zusammenhang gedacht wurde. »Ziel ist es nicht, die Gitarre besonders virtuos, sondern sie überhaupt zu spielen, und auch nicht im Alleingang, sondern als Teil einer Band,« wie Stephanie Kiessling treffend zusammenfasst.[6]

Die Zukunft feministischer Interventionen und Organisation zur Verbesserung der Produktionsstrukturen in der Musik wird es nötig machen, die Reflexion der eigenen Ansprüche, Instrumente und Strategien weiter wesentlich mit einer Diskussion der Verteilung von ökonomischen und vor allem finanziellen Ressourcen zu verbinden. Die Zeichen dafür stehen gut: Sowohl die Initiative *Feminismus und Krawall* in Linz, die seit 2013 ein Mal jährlich für geschlechterpolitische Interventionen in Strukturen des Selbermachens durch Diskussionen, Performances, Workshops und Aktionismus sorgt[7], als auch die Wiener Ladyfest-Nachfolgerin _tastique, die im Jahr 2015 erstmal stattfinden soll, binden die Termine für ihre Festivals bezeichnenderweise an einen klassischen feministischen Feier- und Gedenktag, der stark von Arbeitskämpfen und dem Kampf um Ressourcengerechtigkeit geprägt ist: den 8. März.

---

[1] Girls Rock Camps wollen Mädchen und junge Frauen mit Workshops, Performances und Inputs von lokalen Musikerinnen and Aktivistinnen nicht nur zum Musikmachen, sondern auch zum Hinterfragen stereotyper, heteronormativer Geschlechtszuschreibungen anregen. Seit 2011 findet auch in Niederösterreich ein jährliches Camp statt (siehe Versogerin #102), ein Camp in Linz ist für 2015 in Planung. Nähere Informationen auf *www.girlsrock.at*

[2] Siehe z.B. Tom Holert und Mark Terkessidis, *Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft*. Berlin: Edition ID-Archiv 1996.

[3] Didi Neidhart im Interview mit *diskus* 1/2009, S. 7-10.

[4] Das Interview ist nachzulesen auf *http://www.grassrootsfeminism.net/cms/node/662*

[5] Siehe z.B. Iris Dzudzek über den Zwang zur Kreativität in *Bildpunkt* Herbst 2014: *www.igbildendekunst.at/bildpunkt/bildpunkt-2014/kreativitaetsroutinen/dzudzek.htm*

[6] Siehe Stephanie Kiessling in *Malmoe #55*, 2011 *http://www.malmoe.org/artikel/erlebnispark/2316*

[7] Siehe *http://www.feminismus-krawall.at/about/*

Kristina Pia Hofer ist Musikerin (Ana Threat, Kristy And The Kraks) und Lektorin an der Abteilung für Medientheorie der Universität für angewandte Kunst Wien.

Schottland als Wellnesszone der Progressiven?

Man hätte auch als Antinationalist der schottischen Unabhängigkeit einiges abgewinnen können – und damit einem neuen Mythos auf den Leim gehen, dem eines linken Nirvanas nördlich des Tweed. Von *Richard Schuberth*.

»I am an American in my principles and wish we would let (them) alone to govern or misgovern themselves as they think proper.«

David Hume zu Benjamin Franklin, 1775

Im Jahr 1696 verabschiedete das schottische Parlament den »Act for Settling Schools«, der in jeder Pfarrgemeinende eine Schule samt Lehrer vorsah. Diese Schulen dienten zwar als Brutstätten der presbyterianischen Indoktrination, doch auch nichtreligiöse Bücher waren mit Buchstaben geschrieben, und einmal die Saat der Gelehrsamkeit gesetzt, wuchs sie der Religion bald über den Kopf. Der Dichter Robert Burns besaß 80 Jahre später als Jüngling schon eine enzyklopädische Bildung. Sein Vater, ein armer Landpächter, hatte seine kargen Einkünfte in einen Hauslehrer investiert. Ein Extremfall vielleicht, doch zeigt er schön, wie der schottische Protestantismus neben Bigotterie und Sinnenfeindlichkeit demokratische Tugenden, Egalität, Bildung und letztlich seine eigene Kritik und Überwindung forcierte. Als der große Jurist und Vater der schottischen Aufklärung Henry Home (Lord Kames) an seinem Totenbett von James Boswell an das Leben nach dem Tod erinnert wurde, erwiderte er: »Niemand glaubt an so was.« Beeindruckende letzte Worte eines Mannes, der seinen Schüler David Hume stets wegen dessen atheistischer Tendenzen gerügt hatte.
Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war der Buchdruck einer der führenden Industriezweige Schottlands, nirgends in Europa fanden Bücher höheren Absatz. Robert Burns, ein frivoler Frühsozialist und freigeistiger Verächter der Kirk of Scotland, wurde bei seinem ersten Ritt nach Edinburgh von Bauern, Bürgern und Landarbeitern mit Rezitationen seiner Lyrik empfangen; keine *oral tradition* eilte ihm voraus, sondern die Lektüre seines ersten Gedichtbandes.

Nationalpolitik bedarf bei ihrer programmatischen Einebnung differenzierter Gesellschaften, sozialer Brüche und kultureller Vielfalt zu einem organischen Kollektiv eines Mythos. Alex Salmond, der gewiefte Einpeitscher der einstweilen gescheiterten schottischen Unabhängigkeit, berief sich, welch kluger Schachzug, nicht wie die meisten Separatisten unserer Tage auf kulturelle Eigenständigkeit, auf Blut und Boden, konkret: auf den romantischen Highland-Anteil des schottischen Nationalmärchens, sondern auf dessen progressive Traditionen: Schottland als gemäßigt linke Antithese zum totalen Neoliberalismus der Londoner Eliten seit Thatcher, deren Premiers, ganz gleich ob Tories oder New Labour, ironischerweise schottische Namen tragen (Blair, Gordon, Cameron), kann nämlich auf historische Kontinuitäten zurückblicken. Jener moderne Spirit brachte ab dem 18. Jahrhundert eine innovative Kapitalistenklasse hervor, die wie nirgends sonst aus schlechtem sozialem Gewissen ihren Mehrwert ins Allgemeinwohl, in Bildung, Forschung und Infrastruktur investierte, was eine genuin schottische Aufklärung zur Folge hatte, die in Gestalt David Humes über London hinweg den französischen Kollegen die Hand reichte und die wichtigsten technischen Erfindungen der Neuzeit stimulierte. Als dialektisches Produkt dieser Dynamik aber erstarkte auch früh ein proletarisches Klassenbewusstsein, das sich in der Sozialdemokratie einpendelte, quasi im schottischen Volkscharakter sedimentierte und – immerhin – Deregulierung und Sozialabbau abzufedern wusste. Und es waren schottische Suffragetten wie Elsie Inglis und Flora Drummond, welche in der Ersten Frauenbewegung Großbritanniens seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielten. (Eine Schottin, Ethel Moorhead, warf dem prominentesten Feind des Frauenwahlrechts, Winston Churchill, 1911 ein Ei an den Kopf.)
Schottland war zudem eine der wenigen europäischen Regionen, in der keine faschistische Bewegung je Fuß fassen konnte, so wie der schottische Nationalismus einer der wenigen Nationalismen darstellt, die sich nicht fremdenfeindlich gebärden. Das seit 1998 existierende Regionalparlament in Edinburgh reduzierte Studiengebühren auf ein Minimum und konnte der im restlichen Königreich grassierenden Privatisierung des Gesundheitssektors einen Riegel vorschieben.
Geschickt wusste Salmond sein freies Schottland als »torch for all progressives«, als »Fackel für alle Progressiven« zu verkaufen, als verheißungsvolle Synthese von lokaler Besonderheit und Kosmopolitismus. Kein Wunder, dass sich Antinationalisten wie Noam Chomsky für die Unabhängigkeit aussprachen und auch viele englische Linke ihre Hoffnungen in die Abspaltung eines »better Britain« setzten, das für sie treuhänderisch den präthatcherischen Status quo in die Zukunft hinüberretten und dereinst den Süden ideell zurückerobern sollte. Wer ein längeres Gedächtnis hat, erinnert sich an die anderen, völkischen Töne der Scottish National Party, die sie in den 90er Jahren noch anschlug, als sie eher dem Jakobiter- als dem Jakobinertum huldigte, den gegenaufklärerischen Traditionen schottischer Geschichte, die sich mit dem Fake der ossianischen Gesänge und Walter Scotts Highlanddesign mindestens so paradigmatisch für die abendländische Geistesgeschichte erwiesen wie deren modernistischen Stränge: die keltischen Nebelgespinste, all die erfundenen Embleme schottischer Markigkeit wie der Kilt, den ein englischer Unternehmer Anfang des 18. Jahrhunderts aus dem Plaid schneiderte, um die Arbeitseffizienz seiner lokalen Billigarbeitskräfte beim Abholzen des Hochlands zu steigern, die erfundenen Clantartans, mit denen sich jene reaktionären Landbesitzer verkleideten, die ihre Bauern vertrieben oder in die Sklaverei verkauft hatten, weiters der auch in der romantischen Linken beschworene Mythos der Clan-Egalität, mittels dessen Feudalherren und Warlords ihre Schutzbefohlenen ausgebeutet hatten, im späten 20. Jahrhundert dann Sean Connerys behaarte Waden und »Braveheart«, für dessen Regisseur und Hauptdarsteller Mel Gibson bloß eine weitere Therapieetappe zum Ausleben der eigenen Gewaltneurosen, für den schottischen Nationalismus aber eine Affirmation seiner Lebenslüge von der historischen Kontinuität einer klassen- und kulturenübergreifenden Nationalidentität; ein amerikanischer Film, der als denkbar bestes Lehrstück faschistischer Ideologie taugt, wie es nicht einmal die Nazis fertigbrachten: ein Heldengesang auf männlichen Primitivismus, Erd- und Heimatverbundenheit, Homophobie, Zivilisationsverachtung und Brutalität. Hier wurde die nie vollzogene Genese der mitunter reizvollen Hochlandromantik des frühen 19. Jahrhunderts zum Faschismus in einer symbolischen Familienaufstellung nachgeholt. Zugegeben, die martialische Bündelung dieser Heimattümelei hatte als das konstituierende Andere weniger Jamaikaner, Inder und osteuropäische Gastarbeiter denn die schwulen, verweichlichten weißen Engländer im Visier, und konnte sich folglich auch hinter einem antiimperialistischen Narrativ verstecken. Die SNP des Alex Salmond beschritt letztlich andere Wege, doch bedeutet die Nationalisierung der schottischen Errungenschaften nicht auch eine Essenzialisierung dieses relativ linken Spektrums? Die besänftigende Illusion einer besseren Welt inmitten des neoliberalen Overkills, von besseren Menschen, nämlich Schotten gehütet?

Frivoler Frühsozialist und Freigeist: Robert Burns

Es gibt zwar kein richtiges Leben im falschen, aber vielleicht ein etwas richtigeres. Die Abspaltung Schottlands wäre zunächst ein grandioser Denkzettel für die postdemokratische Politik Westminsters gewesen, hätte aber ungeachtet ihrer Singularität auch einen Präzendenzfall für jeden europäischen Trachtenverein liefern können, der seinen eigenen ökonomischen Claim abstecken will, ganz gleich ob er sich als Korsen, Katalanen, Padanier oder Flamen bezeichnet.
Der katalanische Separatismus ist – wie der flämische oder norditalienische – ein Wohlstandsnationalismus, der eine gleichfalls national konstituierte größere Solidargemeinschaft aufkündigen will und das bislang mit dem praktikablen Slogan des »Europas der Regionen« zu bemänteln wusste. Nicht nur ein serbischer Zentralismus stimulierte etwa die kroatischen und slowenischen Unabhängigkeitsbestrebungen, sondern die Annullierung der Transferleistungen, die das titoistische System für die ärmeren Regionen Jugoslawiens vorgesehen hatte. Tatsächlich hat das Nord-Süd-Gefälle in Großbritannien eher systemischen Charakter als den materiellen bei genannten Beispielen.
Schottland dürfte mit dem Scheitern der Eigenstaatlichkeit mehr gewonnen als verloren haben. Es hat Westminster noch mehr Autonomie abgerungen, und seine Linke wird sich nicht vor der Aufgabe einer Transformation der gesamtbritischen Gesellschaft drücken können anstatt sich in einem nordischen Musterstaat einzuigeln. Wirklich progressive Schotten hätten in einer links-nationalen Regierung zwar würdigere Gegner als die Londoner Raubtier-Yuppies gefunden, bei ihrem gesellschaftlichen Engagement somit auf höherem Niveau ansetzen können und letztlich doch die Lektion erteilt bekommen, dass die Erklärung der Egalität zum Volkscharakter die beste Strategie ist, sie de facto nicht einzulösen, und das System, das sie zu bekämpfen vorgeben, kein englisches, sondern ein globales ist, dem die Kleinstaaterei nichts entgegenzusetzen weiß als Realitätsflucht. Über ihren neu erworbenen Nationalstolz bestünde zumindest die Chance, ihr Verhältnis zum schottischen Aufklärer Adam Smith zu lockern, dem sie bislang als Ideologen des Kapitalismus misstraut hatten. Der könnte ihnen nämlich eine vordringliche Funktion einer jeden zivilen Regierung, ob schottisch, englisch oder klingonisch, erklären:
»Überall, wo es große Vermögen gibt, ist auch die Ungleichheit groß. Auf einen sehr Reichen kommen dann wenigstens 500 Arme, denn der Überfluss weniger setzt Armut bei vielen voraus. Ein solcher Reichtum der Besitzenden reizt zur Empörung der Besitzlosen, die häufig, durch Not gezwungen und von Neid getrieben, sich deren Eigentum aneignen. Nur unter dem Schutz einer staatlichen Behörde kann der Besitzer eines wertvollen Vermögens (...) auch nur eine einzige Nacht ruhig und sicher schlafen (...). Für den Erwerb wertvoller und großer Vermögen ist es daher unbedingt erforderlich, dass eine solche Verwaltung eingerichtet ist.«




Blaumachen statt Wahnwachen

Durch das Elend im Friedensmilieu hat *Claus Harringer* einen Streifzug unternommen.

Seit geraumer Zeit und in – je nach politischer Großwetterlage – schwankender Größenordnung versammeln sich in Städten Deutschlands und Österreichs Menschen am ersten Werktag der Woche, um sich in Friedensappellen zu üben. Während die Schlager gewordene Paartherapie »Cindy und Bert« in ihrer mnemotheoretischen Kurzstudie »Immer wieder Sonntags« die These ventiliert, wonach an nämlichem Tag stets die Erinnerung kommt, ist der darauf folgende eher dem komplementären Vorgang aktiven Vergessens zugeordnet: Der Verdrängung anheim fällt die Vorstellung, wonach Protest und öffentlich artikulierter Widerstand Teil politischer Emanzipation sein können. Bei den – wahlweise Montags- oder Friedensmahnwachen genannten – Manifestationen handelt es sich aber weniger um die Abwehr dieser Erinnerung an den Vorschein einer von Herrschaft und Ausbeutung befreiten Gesellschaft, als um die Depotenzierung des Eingedenkens zum Reflex, der sich aus Ressentiments speist. In der »Friedensbewegung 2.0« mit ihren Ikonen Jürgen Elsässer und Ken Jebsen feiern Querfronten unter dem Motto »weder rechts, noch links« fröhlich Urständ: Nationaler Wahn mischt sich mit antisemitischen Verschwörungstheorien. Die sprichwörtlichen »Aluhüte« sind alte: Geeint und zusammengehalten wird die wüste Melange aus Lechts und Rinks in ihrer konformistischen Revolte gegen Fed, Israel und »das Pentagon« durch jenen »Sozialismus der dummen Kerle« (Kronawetter), in dem verkürzte Kapitalismuskritik in ihrer Fixierung auf die Finanzsphäre als Ursache allen Übels »jüdisches« wittert: Sei es in offenem Hass, oder verklausulierenden Chiffren. Es wird ein »legitimer« Antizionismus pro- und im Tonfall trotziger Kinder reklamiert, »Israel doch bitte kritisieren zu dürfen« und sekundärer Antisemitismus (nicht trotz, sondern wegen Auschwitz) bricht sich in Aussagen bahn, wonach die »Palästinenser die Juden der Juden« (Abdallah Frangi) seien. Umgekehrt scheint zu gelten, dass Israel als »Jude unter den Staaten« (Léon Poliakov) zwanghaft immer anders beurteilt wird, um endlich den »Nachweis« erbringen zu können, dass die ehemals Verfolgten des Nationalsozialismus nunmehr in dessen Fußstapfen träten. Wie sieht es nun diesbezüglich in Linz aus? Seit 19.5. 2014 trifft sich auch hier jeden Montag ab 18:30 auf dem Hauptplatz das hiesige Friedensfranchising in seiner auftrumpfenden Bedeutungslosigkeit, um der neuen Übersichtlichkeit zu frönen. Die bevorzugten Themen sind die Machenschaften der USA generell und der Fed im Besonderen, die Ukrainekrise und natürlich – darin will man im ersten »Opferstaat« dem »big brother« nicht nachstehen – der »Gaza-Konflikt«. Schließlich meint auch hierzulande die Parole »Wir sind das Volk« den selbstverständlichen Bezug aufs Mordkollektiv, das seine Läuterung durch Betroffenheitsgefasel zum Ausdruck bringt. Analysiert wird beim Stammtisch coram publico entgegen eigenem Anspruch nicht; statt dessen gibt es viel humanitäres Bonding, inklusive schamanistischer Gebetsutensilien und energetischer Gesänge. Besonders stark in Erscheinung tritt eine Teilnehmerin, die wohl erst später hinzu gestoßen war, nunmehr aber als Mitorganisatorin öfters den einleitenden Redebeitrag bestreitet. An ihren Meldungen lassen sich die vorhandenen Denkmuster prototypisch darstellen. Am 16.6. begann sie damit, dass die »alte Friedensbewegung« ihren Weg zurück auf die Straße gefunden hätte, »trotz Jutta Ditfurth und anderen Spinnern.«[1] Sie forderte dazu auf, das »Denken in Fronten« abzulegen und distanzierte sich dabei pflichtschuldig von den Rechten und jeglichen Verschwörungstheorien, um mit umso mehr Verve das unvermeidliche »Aber« in die Arena zu schicken: »Es ist ein Fakt, dass Menschen mit mosaischen Wurzeln überproportional in Banken zu finden sind; drum liegen sie auch *zufällig* im Fokus der Bankenkritik«. Dass sie sich, wenn sie »die rassistische Politik Israels« kritisiere, dem Vorwurf des Antisemitismus aussetze, sei ihr bewusst, dieser jedoch nicht gerechtfertigt, da – und hier folgt die exkulpierende Volte – sie schließlich selbst jüdische »Wurzeln« habe: »Für mich als Jüdin steht das Existenzrecht Israels außer Frage, für mich ist das eine Selbstverständlichkeit; das heißt aber nicht, dass die Israelis mit den Palästinensern machen dürfen, was sie wollen.« Derart immunisiert und vom Odium des Antisemitismus gereinigt, wird der ausgebrütete Zungenschlag flügge: »Die schlimmsten Antisemiten sind die Philosemiten.« Dem folgt ein Trick aus der antiimperialistischen Mottenkiste, um in semantischer Spiegelfechterei Antizionismus und Antisemitismus fein säuberlich zu trennen: »Was viele vergessen: Auch Palästinenser sind Semiten; also sind viele Israelis Antisemiten, weil sie was gegen die Palästinenser tun.« Davon, dass der Begriff Antisemitismus 1879 von Wilhelm Marr in Deutschland geprägt wurde, um den antijüdischen Erscheinungen und dem Hass auf die jüdische Bevölkerung einen wissenschaftlichen Namen zu geben, lässt sich eine aufrechte Kämpferin fürs Menschenrecht mitnichten aufhalten. »Die Welt ist nicht so einfach«, weshalb es darum ginge, das eigene Weltbild immer in Frage zu stellen, indem »alle einfach neu denken.« Dieses frei flottierende Denken demonstriert der Folgeredner sodann ad hominem: Axel, der grauhaarige Internetfreak mit gemütlichem Pornobalken, der sich ganz viele Informationen aus dem Internet geholt hat (»nicht aber auf die jüdischen Sachen eingehen möchte«), führt vieles auf »Pyramidengesellschaften zurück, die auf Dollarnoten abgebildet werden.« Darauf folgte eine aberwitzige Geschichte, der ihr Unterhaltungswert nicht abgesprochen werden kann: Die Vergiftung Friedrich Schillers (»kann man überall im Internet nachlesen«), amalgamiert sich mit Beethovens Textänderungen an der »Ode an die Freude«, der Bestattung Schillers im Massengrab mit Bettlern und seine Umbettung, sowie Goethes Grablegung gleich daneben. Sukkus der Sache: Es waren »die Freimaurer« und ihre weltweite Verschwörung; »die Freimaurer, die ihre Feinde ausschalten«. Erneut drauf hingewiesen: Er geht »nicht auf die jüdische Geschichte ein«, sondern spricht statt dessen von der Fed, die alles dem Dollar unterordnet, während »ganz bestimmte Leute vom Pentagon« überall »Polizist spielen« wollen. Die »Informationen sind überall da draußen« und als gewissenhafter Hobbyaufdecker hat er sich »mit vielen Leuten im Internet darüber unterhalten.« Dabei war er zusammen mit seinen digitalen Geschwistern der Ballaballa-Loge – um nicht einseitigen Darstellungen aufzusitzen – wohl auch auf Hannah Arendt gestoßen, die ihm zufolge »die jüdische Position« herausgearbeitet hat, die den Weg in seinen Prozessor in folgender Version gefunden hat: »Die Juden sind nicht alle sauber, die haben sich auch gegenseitig verraten unter den Nazis.« Dabei »auf die jüdische Geschichte eingehen« brauchte er gar nicht; die »Eingeweihten« bedürfen keines dritten Auges, um die Andeutungen zu »verstehen«. Kein Code wird ausgelassen und noch die paranoideste Wahnvorstellung dem Publikum dargeboten. Zur Zeit der israelischen Offensive gegen die Hamas vergleicht die oben erwähnte Rednerin bei einer Zusammenkunft (28.7.) das Warschauer Ghetto mit dem »Aufstand in Gaza«, wobei ersteres allerdings eher dem sprichwörtlichen »Leben auf dem Ponyhof« gleichkam: Schließlich seien dort gerade 400.000 Menschen kaserniert gewesen und nicht 1.2 Millionen, wie in Gaza. Abermals bringt sie die Sottise mit dem Verweis auf die eigene jüdische Herkunft, um das antizipierte Etikett von sich zu weisen: »Mich kann keiner angreifen, ich besitze den Nicht-Arierausweis […] Mir kann keiner sagen, dass ich Antisemitin bin, sonst würde ich mich selber nicht mögen«. Dabei konzediert sie, dass die Hamas zwar tatsächlich Israel bedrohe und auch zweifellos Raketen flögen. Aber – und spätestens hier wird es ekelhaft – dabei zwei israelische zivile Opfer tausenden palästinensischen gegenüber stünden. Der Folgeredner verkündete dann mit gezücktem Fummelphone den »Bodycount« (Frauen und Kinder gesondert ausgewiesen), als wären es die eingegangenen Spenden bei »Licht ins Dunkel« und eine ähnliche Funktion haben die – zur Recheneinheit auf dem Kampffeld aktivistischer Aufmerksamkeitsökonomie herabgewürdigten – getöteten Menschen in diesem Fall wohl auch. Im Rest der Welt herrscht ohnehin ewiger Frieden, weshalb der nächste Alptraumhippie dann wenig überraschend auch einiges zu Gaza zu sagen hatte und seine gestochen scharfe – an der Lektüre von Eugen Drewermann-Interviews geschulte – »Analyse« dann auch in dem Satz zusammenfasste: »Die Israelis instrumentalisieren den Holocaust, um gegen Gaza zu mobilisieren.« Dazu »einfach schweigen« war für ihn keine Option und geschwiegen wurde dann leider (über die Macht der Banken, Interessen hinter der Verbreitung von Ebola, die Rolle der WHO, die »Wahrheit« hinter den Flugzeugabstürzen über der Ukraine, etc.) tatsächlich weiterhin nicht. Von inhaltlichem Austausch, Information, oder Verständigung konnte bei diesen Festivals fetischisierter Feindbilder keine Rede sein; eher ging es um das Abladen von Ressentiments, die mit Informationen aus der allwissenden Müllhalde Internet in Gewissheiten gegossen wurden. Der zur Schau gestellte Drang zum Denken in Verschwörungen und zur Personalisierung kapitalistischer Zustände ist in seinem Furor erschreckend. Natürlich lässt sich die ganze Chose damit abtun, dass es sich dabei um eine exquisite Auswahl von Crackpots handelt, die politische Bückware feilbieten, sich unter Gleichgesinnten gegenseitig ihrer Idées Fixes versichern und ihrer Einsamkeit entkommen wollen. Allerdings artikulieren sie lediglich in extremerer Form das, was Es im »common sense« ohnehin denkt und alltagsreligiös codifiziert ist. Trotz rebellischem Gestus bleibt der Gehorsam gegenüber dem Ungehörigen und produziert im harmlosesten Fall gehörigen Unsinn; der Geist geistloser Zustände wird ebenso bedenkenlos, wie besessen als Machenschaft grauer Eminenzen identifiziert. Zweifelsohne ist es schwierig, das Bewusstsein, »etwas tun zu müssen« mit der Tatsache zu vereinen, dass die kapitalistischen und sonstigen Übel der Welt aus komplexen Verflechtungen bestehen und keine simple Angriffsfläche bieten. Obwohl die Liste derzeit geführter bewaffneter Konflikte lang ist, kaprizierten sich die Beteiligten der Friedensmahnwachen auf ihr Lieblingshassobjekt. Wer sich dagegen an die Formulierung politökonomischer »Österreich-«, »Syrien-« oder »Nigeriakritik« machte, hätte zumindest begriffen, dass Israel keine »Sonderbehandlung« aus postfaschistischen Ländern benötigt.

---

[1] Für die Friedensszene ist Jutta Ditfurth nach ihrer Thematisierung der rechten und antisemitischen Tendenzen in der Bewegung ein veritables Feindbild. Da die meisten Mahnwachen gefilmt und auf einem eigenen youtube-Kanal zugänglich gemacht wurden, können dort alle Zitate nachgeprüft werden.

Claus Harringer hatte nie ein besonderes Faible für Montage, glaubt aber nicht, dass sie durch popkulturelle Thematisierung goutierbarer werden.

Über die »Einsamkeit Israels«

Florian Markl stellt ein neues Buch von Stephan Grigat vor.

Wer sich auf die Suche nach deutschsprachigen Büchern über Israel macht, ist mit einer paradoxen Situation konfrontiert. Wie beispielsweise der Blick in die Regale der Filiale einer großen Buchhandelskette auf der Wiener Mariahilfer Straße zeigt, kann von einem Mangel an entsprechenden Publikationen nicht die Rede sein. Bei genauerem Hinsehen erweist sich die quantitative Fülle allerdings sogleich als reichlich irreführend, denn die vermeintlich große Auswahl entpuppt sich lediglich als eine des Tonfalls, in dem der jüdische Staat an den Pranger gestellt wird. Wer die Delegitimierung Israels in philosophisch drapierter Form präsentiert haben will, ist mit Judith Butlers Kampfschriften gegen jegliche Art »jüdischer Souveränität« gut bedient; wer danach strebt, dem ursprünglichen Sündenfall des Zionismus auf die Schliche zu kommen, kann sich, sofern er sich an der Geschichtsklitterung nicht stößt, an Abhandlungen über die angebliche »ethnische Säuberung Palästinas« halten; wem es eher um die Gegenwart geht, dem steht eine große Auswahl an diffamierenden Schriften über den »Apartheidstaat« Israel und den bevorstehenden »Untergang« des Zionismus zur Verfügung.

Diesem ständigen israelfeindlichen Dauerfeuer auf dem deutschsprachigen Buchmarkt versucht der Hamburger »konkret«-Verlag mit Stephan Grigats Buch »Die Einsamkeit Israels. Zionismus, israelische Linke und die iranische Bedrohung« ein Stück weit entgegenzutreten. Der Band enthält sowohl einige Originalbeiträge, als auch eine Reihe von in den letzten Jahren bereits andernorts publizierten Texten, die jetzt somit in gesammelter Form vorliegen. Inhaltlich setzt Grigat vier Schwerpunkte. Den Auftakt machen zwei Kapitel, die einen Überblick über die Geschichte Israels von dessen Gründung 1948 bis zum heutigen Tage geben. Für den Staat, der infolge des Holocaust als »bewaffnetes Kollektiv zur Selbstverteidigung gegenüber dem Antisemitismus« gegründet wurde, war dies eine Geschichte der fortwährenden »Selbstbehauptung in einer feindlichen Umwelt«. Vom Anbeginn an war der jüdische Staat nicht bloß mit Vernichtungsdrohungen konfrontiert, sondern musste sich gegen handfeste Vernichtungsversuche zur Wehr setzen, während die israelische Gesellschaft eine permanente Debatte darüber zu führen gezwungen war, wie die notwendige Selbstverteidigung von statten gehen kann, ohne der eigenen politischen und moralischen Grundsätze verlustig zu gehen. Lange Zeit war an Frieden nicht zu denken, weil die arabischen Nachbarn Israel grundsätzlich jedes Existenzrecht bestritten. Aber auch der Optimismus, der den Oslo-Friedensprozess in den 1990er-Jahren anfänglich begleitete, wich vor dem Hintergrund verstärkten palästinensischen Terrorismus der Ernüchterung darüber, dass die Notwendigkeit und Dringlichkeit eines Kompromisses mit den Palästinensern nicht gleichbedeutend mit der Möglichkeit und Chance war, einen solchen auch erreichen zu können, so Grigat. Während in Europa und zunehmend auch in den USA stets ein »Ende der Besatzung« als der Schlüssel zum Frieden betrachtet werde, sei den Israelis im Laufe der letzten Jahre schmerzlich vor Augen geführt worden, wie verkürzt diese Sichtweise ist: Von wo immer Israel sich zurückzog (aus dem Südlibanon 2000, aus dem Gazastreifen 2005), übernahmen islamistische Terrorgruppen die Kontrolle und machten die aus ihrer Sicht »befreiten« Gebiete zu Ausgangspunkten für zukünftige Angriffe. Was aber, wenn ein israelischer Abzug aus der Westbank nicht zum vielbeschworenen Frieden führte, sondern zu einer Intensivierung des Krieges? Wie Grigat betont, gibt es aus israelischer Sicht zahlreiche gute Gründe, die für einen Rückzug aus dem Westjordanland sprechen – aber eben auch viele, »die dagegen sprechen, in der deutschsprachigen Nahost-Diskussion aber kaum Erwähnung finden.« Zwanzig Jahre nach dem Beginn des Oslo-Prozesses und inmitten eines in Gewalt untergehenden Nahen Ostens bleibt Israel wenig anderes übrig, als die vielfältigen und zunehmenden Bedrohungen (Stichwort iranisches Atomwaffenprogramm) so gut wie möglich zu managen und auf weitreichende Änderungen im regionalen Umfeld zu hoffen, die vielleicht dereinst neue Perspektiven ermöglichen. Grigat hebt in seiner Darstellung genau die Umstände hervor, die in der anti-israelischen Agitation stets verschwiegen oder verharmlost werden. Die Geschichte des so genannten Nahostkonflikts könne ohne den Antisemitismus und dessen »geopolitische Reproduktion«, den Antizionismus, nicht verstanden werden. Der arabische Hass auf Juden und deren Staat sei kein Resultat dieses Konflikts, sondern ganz im Gegenteil eine seiner wesentlichen Ursachen. Von diesem Hass zu abstrahieren oder ihn zu leugnen ist auch und gerade ein Merkmal der israelischen radikalen Linken, der der zweite Schwerpunkt in Grigats Buch gewidmet ist. In dem Kapitel »Der Mufti und die Stalinisten« zeichnet er die Geschichte der Kommunistischen Partei in Israel nach, die sich einerseits als eine Abfolge von Spaltungen, Fusionen und erneuten Zerwürfnissen liest, andererseits aber auch eine erschütternde Erzählung über die sprunghaften Kurswechsel und absurden Verrenkungen ist, mit denen versucht wurde, Analysen der Lage vor Ort mit den eigenen ideologischen Grundsätzen sowie den von Moskau vorgegebenen Leitlinien in Übereinstimmung zu bringen. Wie die jüdischen und arabischen Kommunisten sich gegenüber den antisemitischen Pogromen der 1920er-Jahre, während dem arabischen Aufstand von 1936 bis 1939, angesichts des Zweiten Weltkrieges, der israelischen Staatsgründung und der antisemitischen Schauprozesse im Ostblock verhielten, ist nicht nur von historischem Interesse. Dieses Verhalten, das allzu oft von der »Kooperation mit reaktionären und faschistischen Kräften unter der Flagge des Antiimperialismus« geprägt war, wirkt bis heute nach, etwa in den Reaktionen der israelischen radikalen Linken »auf den Machtzuwachs von Hamas und Hisbollah, bei der Positionierung hinsichtlich des arabischen und islamischen Antisemitismus und in der Einschätzung des iranischen Regimes«.

Die heutige israelische radikale Linke, die Grigat in dem Kapitel über die »Dezionisierung Israel« porträtiert, ist nicht zuletzt von Interesse, weil sich aus ihren Kreisen eine Vielzahl jener jüdischen »Kronzeugen« rekrutiert, auf die westliche »Israel-Kritiker« sich mit besonderer Vorliebe berufen. Zu Stichwortgebern der internationalen Kampagne zur Delegitimierung Israels werden aber nicht nur die israelischen »Post- oder Nicht- oder Antizionisten«, von Uri Avnery über Ilan Pappe, Akiva Orr oder Michael Warschawski bis hin zu Moshe Zuckermann, sondern auch Autoren wie Gershom Gorenberg, die zwar scharfe Kritik an der israelischen (Besatzungs-)Politik formulieren, dies aber mit einem dezidiert links-zionistischen Anspruch tun und somit »nicht gegen den Zionismus, sondern zu seiner Verteidigung« argumentieren. Die »geradezu zwanghafte Abstraktion von der antisemitischen Bedrohung« sei es, die den sich selbst als orthodoxen zionistischen Juden begreifenden Gorenberg, dem es eben nicht um die Abschaffung des jüdischen Staates geht, dennoch für israel-feindliche Propaganda im Westen anschlussfähig mache.

Die Analyse dieser Agitation stellt den dritten Schwerpunkt Grigats dar. Das »Ressentiment mit bestem Gewissen«, dem es um die »Delegitimierung sowohl Israels als jüdischer Staat als auch seiner konsequenten Selbstverteidigung« geht, stelle Grigat zufolge heutzutage eine der zentralen Herausforderungen für Israel dar und befördere den weltweiten Antisemitismus. Vorreiter dieser Kampagne zu Delegitimierung Israels sei nicht etwa die politische Rechte, auch wenn »Jobbik, NPD und andere Nazis«, mit denen Grigat sich in einem aufschlussreichen Kapitel beschäftigt, mit ihrem offenen Antisemitismus, ihrem kaum verdeckten Hass auf Israel und ihrer keineswegs zufälligen Kumpanei mit dem iranischen Regime auch ihren Beitrag dazu leisten.

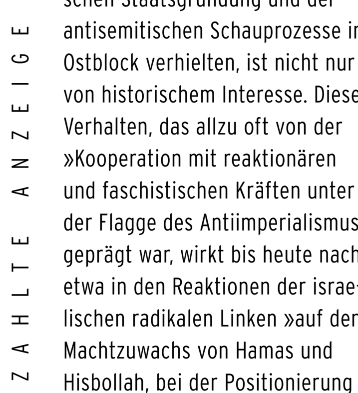
Federführend bei der Delegitimierung Israels sei vielmehr die politische Linke. War es früher die radikale Linke mit ihrem verkürzten Verständnis von (Anti-)Imperialismus und Kapitalismus sowie ihrem oft unkritischen Bezug auf »nationale Befreiungsbewegungen«, in der der Antizionismus sein Unwesen trieb, so erfreut sich die antizionistische Ideologie heute weit größerer Beliebtheit, ist im politischen Mainstream angekommen und mit Namen wie Jakob Augstein, Günther Grass oder Judith Butler – auch ihr ist ein eigenes Kapitel gewidmet – verbunden. Auch wenn das Bejubeln »unterdrückter Völker« oftmals einem abstrakten Antinationalismus gewichen ist und der Marxismus-Leninismus mittlerweile dem Poststrukturalismus Platz machen musste, die Feindbestimmung ist die gleiche geblieben. Während niemand auf die Idee kommen würde, »Spanien-Kritik«, »Japan-Kritik« oder »Schweden-Kritik« zu betreiben, werden unter dem Label der »Israel-Kritik« die Ressentiments gegen das Land bedient, das heute den »Juden unter den Staaten« darstellt.

In den letzten drei Kapiteln der »Einsamkeit Israels« geht es schließlich um die existenzielle Bedrohung des jüdischen Staates durch das iranische Atomwaffenprogramm, die katastrophale Politik insbesondere Europas, die irgendwo zwischen Appeasement gegenüber dem Mullah-Staat und direkter Kollaboration mit der islamistischen Diktatur anzusiedeln ist, und um Versagen der Linken angesichts der keineswegs mehr fernen Gefahr, dass ein offen antisemitisches Regime, das den vergangenen Holocaust leugnet, in den Besitz jener Waffen gelangt, mit denen es einen neuen in Angriff nehmen könnte. An fundierten Analysen, etwa der Aktzentverschiebungen, die im iranischen Regime mit der Wahl Hassan Rohanis und der an den Westen gerichteten »Charmeoffensive« einhergegangen sind, mangelt es auch in diesem letzten Teil des Buches nicht, doch wird hier besonders deutlich, dass Grigat nicht um die in der Einleitung zu seinem Band angesprochene »universitäre Antisemitismusbewirtschaftung« von Akademikern bemüht ist, für die es keinen Unterschied zu machen scheint, ob sie »über Vernichtungsdrohungen gegen Israel oder isländische Steuerpolitik sprechen«. Gerade in der Auseinandersetzung mit der vom iranischen Regime ausgehenden Bedrohung Israels kommt die Maxime des Kommunikationswissenschaftlers Maximilian Gottschlich zum Tragen, die Grigat in Erinnerung ruft: »In Wahrheit gibt es nur ein einziges tragendes Motiv, sich mit dem Antisemitismus zu beschäftigen: ihm Widerstand entgegenzusetzen.«



Stephan Grigat: *Die Einsamkeit Israels. Zionismus, die israelische Linke und die iranische Bedrohung*, Hamburg 2014.

Florian Markl ist Politikwissenschaftler und leitet die »Medienbeobachtungsstelle Naher Osten« (MENA) in Wien.



Das Recht auf einen sicheren Fluchtweg durchsetzen

Lisa Bolyos über Emmanuel Mbolelas' politische Autobiographie »Mein Weg vom Kongo nach Europa. Zwischen Widerstand, Flucht und Exil«.

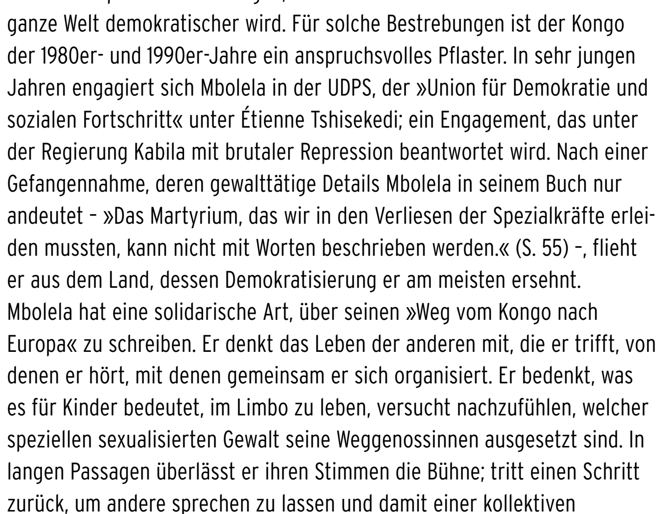
Was macht ein Zuhause aus und wieso geht man von dort weg? »Um ein neues Leben zu beginnen oder um ein Leben zu retten« (S. 61), ist Emmanuel Mbolelas Antwort. Er hat den Kongo, wo er nicht nur sozial, sondern auch politisch verankert war, unfreiwillig verlassen. Und er will dorthin zurück, er will mitreden, mitgestalten, teilhaben am Aufbau einer solidarischen Gesellschaft. Aber vorerst stehen alle Zeichen auf fernbleiben. In den Niederlanden ausharren, wo Mbolela nach langen Jahren der Flucht und der mühsamen Ankunft die Staatsbürgerschaft errungen hat. »Oh Kongo! Sollst du tatsächlich jenes fluchbeladene Land sein, das diejenigen zur Flucht verdammt, die sich zum Ziel gesetzt haben, den von Lumumba begonnenen Kampf fortzuführen?« (S. 15).

»Mein Weg vom Kongo nach Europa. Zwischen Widerstand, Flucht und Exil« heißt Mbolelas politische Autobiographie, die heuer beim Wiener Mandelbaum Verlag in deutschsprachiger Übersetzung erschienen ist und schon jetzt in die dritte Auflage geht. Mbolela beschreibt darin weit mehr als diesen Weg, den er angetreten hat, »um sein Leben zu retten und um ein neues Leben zu versuchen«. Er erzählt vielmehr eine kurze Geschichte des Kongo und eine vielgestalte Geschichte der afrikanisch-europäischen Migration. Am Ende ist es ein wenig simples Bild, das hängen bleibt – ungleich dessen, das in den europäischen Tagesmedien so gerne transportiert wird. Nichts ist mehr eindimensional: nicht die Entscheidung, aufzubrechen, nicht der Schmerz, es zu müssen, nicht die Wege, die beschritten werden, um fortzukommen, und nicht das Ziel. Denn das Ziel ist wandelbar – es ist einmal die nächste Großstadt, dann das Nachbarland, es kann Nordafrika sein und auch Europa. Aber das kommt manchmal erst, wenn sonst gar nichts mehr geht – oder wenn der Zufall es will. »Ich musste mich also darauf einstellen, mich nach Europa durchzuschlagen, um dort Asyl zu beantragen.« (S. 69), schreibt Mbolela in eher abgegessenem Ton – kein Traum vom Paradies, sondern die pragmatische Entscheidung, dorthin zu ziehen, wo hoffentlich »Ordnung, Friede und vor allem Freiheit herrschten. Solche Länder sind auf dem afrikanischen Kontinent äußerst rar – nicht einmal in Nordafrika findet man sie wirklich.« (ebd.) Und auch wenn das Versprechen des Friedens und vor allem das der Freiheit in Europa lang nicht für alle gilt, ist es gut, weit weg von den Foltergefängnissen des Kongo einmal durchatmen zu können.

Leben im rechtlichen Limbo



Emmanuel Mbolela



Emmanuel Mbolela wuchs in den 1970er-Jahren in der kongolesischen Stadt Mbujimayi auf. Seine Politisierung beschreibt er in erster Linie als die Erkenntnis einer Notwendigkeit: Irgendwer muss schließlich dazu beitragen, dass die ganze Welt demokratischer wird. Für solche Bestrebungen ist der Kongo der 1980er- und 1990er-Jahre ein anspruchsvolles Pflaster. In sehr jungen Jahren engagiert sich Mbolela in der UDPS, der »Union für Demokratie und sozialen Fortschritt« unter Étienne Tshisekedi; ein Engagement, das unter der Regierung Kabila mit brutaler Repression beantwortet wird. Nach einer Gefangennahme, deren gewalttätige Details Mbolela in seinem Buch nur andeutet – »Das Martyrium, das wir in den Verliesen der Spezialkräfte erleiden mussten, kann nicht mit Worten beschrieben werden.« (S. 55) –, flieht er aus dem Land, dessen Demokratisierung er am meisten ersehnt.

Mbolela hat eine solidarische Art, über seinen »Weg vom Kongo nach Europa« zu schreiben. Er denkt das Leben der anderen mit, die er trifft, von denen er hört, mit denen gemeinsam er sich organisiert. Er bedenkt, was es für Kinder bedeutet, im Limbo zu leben, versucht nachzufühlen, welcher speziellen sexualisierten Gewalt seine Weggenossinnen ausgesetzt sind. In langen Passagen überlässt er ihren Stimmen die Bühne; tritt einen Schritt zurück, um andere sprechen zu lassen und damit einer kollektiven Geschichte den Weg zu bereiten. Das macht seine Erzählung zu einer Rarität. Doch er schreibt bei weitem nicht nur von der Gewalt, der Menschen ausgesetzt sind, die alle Kräfte zusammennehmen, um sich von Zuhause loszusagen. Die Quintessenz kehrt immer wieder: Man muss sich organisieren, selbst und für die eigenen Belange. Das kann mühsam sein (wenn man um Verständnis ringt) und es kann weh tun (wenn man der Behördengewalt ausgesetzt ist), aber es führt kein Weg daran vorbei: »Die Dinge stehen schlecht im Kongo. Das Land braucht dringend Leute wie dich!«, sagen seine Freund_innen ihm am Telefon quer über die Kontinente. »Doch auch hier in Europa war genug zu tun. Ich sah, dass die Situation der Sans Papiers in allen Ländern des Kontinents desaströs war. Ihnen wurden die elementarsten Rechte verweigert, während die EU gleichzeitig behauptete, ein Garant für die Menschenrechte zu sein.« (S. 211).

Mauerfall, Mauerbau



Während 25 Jahre Fall der Berliner Mauer als Symbol für eben diese Menschenrechte herhalten sollen, muss man angesichts der europäischen Außengrenzenpolitik entweder auf die Revolution hoffen oder schier verzweifeln. Die einen feiern das Jubiläum, die andern sind von der Party ausgeschlossen. Und wenn man mit Hubschraubern und Kriegsschiffen dafür sorgen muss!

Dieser Tage geht die italienische Marineoperation mit dem von antiker Reminiszenz und geopolitischer Potenz geküssten Namen »Mare Nostrum« ihrem Ende zu. Als Reaktion auf die großen Schiffsunglücke im Oktober 2013, bei denen mehrere hundert Menschen den Tod fanden, der so leicht zu vermeiden gewesen wäre, beschloss Italien einen Alleingang in der Grenzsicherung kombiniert mit Seenotrettung. Mit einem ungeheuren finanziellen und materiellen Aufwand wurde die italienische Seeflotte ausgeschickt, Flüchtlinge aus dem Mittelmeer zu retten. Nicht nur zu retten, versteht sich – sondern potentiell auch zurückzuschicken, Fluchtwege abzusperren, Verfahren abzukürzen. Aber eben auch: zu retten. Von achtzig- bis hunderttausend Menschenleben geht man aus, die durch »Mare Nostrum« vorm Tod durch Ertrinken im Mittelmeer gerettet wurden. Und die EU-Granden? Bejubeln und zelebrieren sie diesen überfälligen Schritt hin zu einem sicheren Grenzübertritt? Weit gefehlt. »Mare Nostrum« wird nicht mit EU-Geldern weiterfinanziert; an seine Stelle tritt die unvermeidliche Grenzschutzagentur Frontex. Sie operiert unter dem göttlichen Namen »Triton« und soll die Meeresgrenze noch unpassierbarer machen, als sie ohnehin schon ist. Wenn die Grenze dicht ist, schlussfolgert der kluge Kopf an Frontex' Spitze (seit 2014 Gil Arias-Fernández), dann fahren die Leute gar nicht erst aufs Mittelmeer hinaus, und wenn sie nicht hinausfahren, können sie auch nicht ertrinken. Und er setzt seine zynische Version wider besseres Wissen bei der EU-(Innen)Kommission durch.

Bilder des Zynismus gehen massenhaft um die Welt – das aktuellste, brutalste ist jenes, das José Palazón von der Menschenrechtsorganisation *Prodein* in Melilla gemacht hat: Menschen sitzen auf hohen Grenzdrahtzäunen, können nicht vor noch zurück, und keine fünfzig Meter weiter frönen andere unbeeindruckt davon dem Golfspiel – welcome to Europe! Augenscheinlicher kann die Differenz im Ressourcenzugang nicht mehr werden. Bilder, möchte man meinen, helfen nämlich gar nichts. Nicht das fehlende Wissen über die Zustände ist das Problem, sondern die fehlenden Strategien, ihnen beizukommen.

Leben retten, Fluchtwege freihalten

Von über 3300 Menschen geht der UNHCR aus, die in diesem Jahr ihr Leben auf dem Fluchtweg über das Mittelmeer verloren haben. Dass die Querung des Mittelmeers politisch erschwert bis verhindert wird, ist bei weitem nicht die einzige Katastrophe auf den weltweiten Migrationswegen; aber es ist eine von jenen, an denen sich sehr simpel aufzeigen lässt, wie einfach es wäre, den Tod von Tausenden zu verhindern.

Einen sehr direkten Weg, sich einzumischen, haben die Organisator_innen von *MOAS (Migrant Offshore Aid Station)* gewählt. Getreu dem Aufruf des Papstes, sich für das Überleben von Flüchtlingen einzusetzen, haben sie von Malta aus die erste private Flüchtlingsbootrettung gestartet. Mit einem Edelschiff namens »Phoenix 1« ausgestattet und als professionelles Team in den Bereichen Medizin, Militär, Medien und Seefahrt aufgestellt, geht die »Catrambone Family« in maltesischen Gewässern der Seerettungsmission nach – das Seerecht verpflichte sie dazu. Mehr davon!

Im Oktober haben nun Aktivist_innen aus Nordafrika und Europa ein Notruftelefon für Flüchtlinge in Seenot am Mittelmeer eingerichtet; auch Emmanuel Mbolela ist einer von ihnen. Von mehreren Städten Europas und Nordafrikas aus organisiert, ist das »Watch the Med Alarm Phone« vierundzwanzig Stunden erreichbar. Die Telefonnummer wird weitergereicht, wo Menschen die Fahrt übers Mittelmeer wagen (müssen), um Richtung Europa aufzubrechen. Geraten sie in Seenot, können sie eine zentrale Nummer anrufen und sich darauf verlassen, dass die entsprechende Küstenwache alarmiert wird. Die sehr unmittelbare Idee des »Alarm Phones« ist es, dem täglichen Sterben etwas Handfestes entgegenzusetzen. Über die Lebensrettung hinaus soll aber auch ein politisches Statement gesetzt werden: Es geht nicht »nur« darum, jemanden vor dem Ertrinken zu retten, sondern auch darum, die Bewegungsfreiheit durchzusetzen; nach der Seenotrettung kann nicht die Abschiebung kommen; retten und dann willkommen heißen, muss die Reihenfolge sein. Und: Schaut an, es wäre ein Leichtes, das Mittelmeer zu einem sicheren Fluchtweg zu machen. Bis es soweit ist, müssen eben viele selbstgemachte Fluchtwegsicherungen installiert werden.



Emmanuel Mbolela: Mein Weg vom Kongo nach Europa. Zwischen Widerstand, Flucht und Exil. Mit einem Vorwort von Jean Ziegler, aus dem Französischen von Dieter A. Behr. Mandelbaum Verlag 2014

---

www.watchthemed.net

Lisa Bolyos ist Redakteurin bei der Wiener Straßenzeitung Augustin. Sie macht selbst Telefonschichten bei »Watch the Med Alarm Phone« und hält weder Flucht noch Fluchthilfe für ein Verbrechen.

Eiertanz

Svenna Triebler über »Social Freezing« und die Empörung in den deutschsprachigen Medien.

Wenn sich in Europa über Vorgänge in den USA aufgeregt wird, die einzig und allein deren Einwohnerschaft (und davon auch nur einen winzigen Teil) betreffen, kann man davon ausgehen, dass die betreffende Meldung an ihrem Ursprungsort nicht halb so hohe Wellen schlägt. So sorgte in den deutschsprachigen Medien im Oktober die Nachricht für Aufregung, dass die Firmen Facebook und Apple ihren Mitarbeiterinnen künftig das Einfrieren ihrer Eizellen bezahlen wollen. Mit diesem im deutschen Sprachraum als »Social Freezing« - in seiner anglophonen Heimat hingegen als »Egg Freezing« und vom twitternden Autor Bov Bjerg als »Eiereinfriererei« - bezeichneten Verfahren soll den Frauen eine Familienplanung auch über die Menopause hinaus ermöglicht werden.

Nicht zu verwechseln ist dies mit der Eizell*spende*, bei der die künstlich befruchtete Eizelle einer anderen Frau übertragen wird, die das Kind dann als Leihmutter austrägt. Im Gegensatz dazu geht es beim »Social Freezing« darum, dass potentielle Mütter das Verfallsdatum ihrer eigenen Keimzellen verlängern und aus diesen entstehende Kinder selbst zur Welt bringen.

Nun ist die Methode als solche nicht neu; entwickelt wurde sie ursprünglich als Möglichkeit für junge Frauen, auch nach einer fruchtbarkeitsschädlichen Chemo- oder Strahlentherapie aufgrund einer Krebserkrankung noch Mutter zu werden. Während in Österreich weiterhin eine solche medizinische Indikation für das Verfahren gegeben sein muss, ist das »Egg Freezing« in zahlreichen anderen europäischen Ländern, darunter auch Deutschland, grundsätzlich erlaubt - vorausgesetzt, frau bringt eine gewisse Leidensfähigkeit und nicht zuletzt das nötige Kleingeld dafür mit. Denn während Männer, die ihren Samen spenden oder für eine spätere Familienplanung einfrieren lassen wollen, alles dafür Notwendige buchstäblich - nun ja ...: locker aus dem Handgelenk schütteln, ist die Entnahme von Eizellen eine aufwändige und dementsprechend teure Angelegenheit.

Zunächst muss sich frau dafür einer Behandlung mit Hormonen unterziehen, damit mehr Eizellen gleichzeitig heranreifen; und da dies nicht gerade am zugänglichsten Ort des menschlichen Körpers geschieht, müssen die Zellen anschließend durch einen Eingriff über die Vagina entnommen werden. Der Preis für einen solchen Behandlungszyklus liegt in deutschen Reproduktionskliniken bei etwa 3.000 bis 5.000 Euro; allerdings sind in vielen Fällen mehrere Behandlungen nötig, um auf die empfohlene Anzahl von zehn bis 15 Zellen zu kommen. Hinzu kommen noch die Kosten für die Tiefkühllagerung, und wenn die biologische Reserve dann zum Einsatz kommen soll, wollen auch noch die In-vitro-Fertilisation und Implantation der Eizellen bezahlt werden. Erfolg nicht garantiert.

Sofern also keine medizinischen Gründe vorliegen, aufgrund derer sich von der Krankenkasse eine Übernahme der Kosten erkämpfen lässt, ist »Social Freezing« eine Option der Familienplanung für die Eliten, und dazu dürfen sich sicherlich auch die Mitarbeiterinnen US-amerikanischer Technologieplatzhirsche zählen.

Der Unterschied zu Europa liegt allerdings, wie Sarah Diehl in der »Jungle World« hervorhebt, darin, dass in den USA der Arbeitgeber entscheidet, welche Leistungen der Krankenversicherung seine Angestellten in Anspruch nehmen können. In diesen Katalog haben die beiden IT-Unternehmen nun eben auch das Eiereinfrieren aufgenommen. Das klingt dann doch sehr viel weniger dramatisch als die Schlagzeilen, die das Ganze diesseits des Atlantiks machte und den Eindruck nahelegten, als stünde Frauen, die eine Stelle bei Apple antreten wollen, nach Unterzeichnung des Arbeitsvertrags erst einmal ein Pflichttermin in der Gynäkologie bevor.

Nun ist die Reproduktionsmedizin insgesamt nicht nur ein einträgliches Geschäft, sondern eben auch ein hochemotionales Thema - nicht zuletzt, weil daran auch wieder die ganze Debatte über Geschlechterrollen und den Kampf um bzw. gegen die Herrschaft über den - nicht nur, aber vorrangig - weiblichen Körper hängt. Es wundert daher nicht, dass sich die üblichen Verdächtigen auch den aktuellen Anlass nicht nehmen ließen, um ihre Haltung kundzutun. Erstaunlicher ist allerdings, wie einhellig und vehehemt die Empörung über die Mini-Meldung aus den USA ausfiel. (Der Europa von links bis rechts einigende »Diese Amis mal wieder«-Reflex dürfte dabei eine nicht unwesentliche Rolle spielen.)

Dass es die christlichen Kirchen insbesondere in Fortpflanzungsfragen gar nicht gerne sehen, wenn Menschen die Pfuscharbeit korrigieren wollen, die der Schöpfer abgeliefert hat, ist bekannt, und erwartbar fielen dann auch die Reaktionen des Bodenpersonals aus. Der Augsburger Weihbischof Anton Losinger besteht auf Geburten »zu einem Zeitpunkt, an dem die Natur das auch vorgesehen hat« (gegen Schwangerschaften von 15-Jährigen ist demnach also offenbar nichts einzuwenden), sein protestantischer Kollege Gerhard Wegner vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) warnt vor einem »Glauben an die umfassende Planung des Lebens« - ob der Mann sich beim Autofahren anschnallt oder lieber auf seinen »Jesus an Bord«-Aufkleber vertraut, ist leider nicht bekannt.

Auch die Gewerkschaften waren not amused: Man brauche keine Unternehmen, die ihren Mitarbeiterinnen die Entscheidung für oder gegen Kinder schwermachten, empörte sich die stellvertretende DGB-Vorsitzende Elke Hannack. Dabei ignorieren sie und die zahlreichen anderen Kritiker geflissentlich, dass der vermeintliche unterschwellige Druck, der nach ihrer Ansicht durch das Angebot auf die Frauen ausgeübt wird, so groß nicht sein kann - immerhin bezahlen die Firmen ihren Mitarbeiterinnen nach der Geburt eines Kindes nicht nur den Mutterschaftsurlaub, es gibt sogar noch 4.000 Dollar »Begrüßungsgeld« obendrauf.

In seltener Einigkeit mit den Gewerkschaften beeilten sich auch die Arbeitgeber, zu versichern, man wolle sich nicht in die Familienplanung von Arbeitnehmern einmischen, wie es von der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände (BDA) heißt. Als täten Unternehmen das nicht ohnehin schon: Mütter, vor allem mit kleinen Kindern, können oft lange warten, überhaupt zum Vorstellungsgespräch eingeladen zu werden, und generell wird Frauen im gebärfähigen Alter mit einem gewissen Misstrauen begegnet - wenn es nicht unzulässig wäre, würde immer noch nach Schwangerschaft oder Kinderwunsch gefragt. Familienväter hingegen sind bei Personalchefs sehr beliebt, da ihre Abhängigkeit vom Brötchengeber gemäß ihrer traditionellen Versorgerrolle als hoch und damit als erwünschtes Einstellungkriterium gilt. Und natürlich nehmen Firmen auch Einfluss auf die Familienplanung, indem sie sich für oder gegen betriebliche Angebote zur Kinderbetreuung, elternfreundliche Arbeitszeitmodelle etc. entscheiden.

Auch beim ideologieproduzierenden Gewerbe war man sich weitgehend einig: Die »Welt« etwa versuchte sich in Kapitalismuskritik light und beklagte, die Konzerne mischten sich ins Privatleben ein. Das ist zwar richtig, aber eben auch kapitalistischer Normalzustand. Der eigentliche Skandal ist, dass das beim (noch einmal angemerkt: freiwilligen) Eiereinfrieren als empörenswert gilt, nicht aber so maximale Eingriffe ins Privatleben wie die Verfügungsgewalt eines Unternehmens darüber, wann ich morgens aufzustehen habe, an welchem Ort ich wohne, und nicht zuletzt, wie viel Geld ich zum Leben habe.

Die »FAZ« assistiert einerseits mit einem Artikel im Feuilleton, der mit medizinischen Argumenten vor dem »Fruchtbarkeitsoptimismus in Silicon Valley« warnt; die Wirtschaftsredaktion hingegen schließt sich den - wenigen - befürwortenden Stimmen an und begrüßt die neuen Möglichkeiten der modernen Karrierefrauen (andere scheint es in der Welt der Autorin Corinna Budras ohnehin nicht zu geben). Derlei Elitenfeminismus kennt man in Deutschland ja bereits aus der Debatte über eine Frauenquote in den Chefetagen der DAX-Konzerne.

Im Gegensatz dazu blendet Sarah Diehl im bereits erwähnten Beitrag in der »jungle World« nicht aus, dass der Zugang zu Reproduktionstechnik eine Klassenfrage ist. Dennoch begrüßt sie das »Egg Freezing« grundsätzlich aus einer (queer-)feministischen Perspektive, und tatsächlich lässt sich das Ganze auch als weiterer Schritt in einer Entwicklung betrachten, die mit der Erfindung der Pille begann und dazu führt, dass Frauen immer weniger über ihre Gebärfähigkeit definiert werden. Und nicht zuletzt, so Diehl, »ist es nicht nur praktisch für cis-Frauen[1], sondern für alle Menschen, die neue Methoden der Familienplanung ausprobieren wollen oder müssen«.

Nun leben wir aber eben nicht in einer heilen queeren Welt, in der die Errungenschaften der Reproduktionstechnik allen zugute kommen, die aus welchen Gründen auch immer medizinische Hilfe auf dem Weg zum eigenen (biologischen) Kind benötigen, in der Gesetze wie das Adoptions- und Sorgerecht den neuen Formen des Zusammenlebens gerecht würden und in der das Konzept der Kleinfamilie durch neue medizinische Entwicklungen wie die der Leihmutterschaft ins Wanken gebracht würde. Vielmehr ist Letzteres im real existierenden Kapitalismus längst zu einem Geschäft mit den Gebärmüttern armer Frauen in Ländern wie Indien oder Thailand geworden. Und wenn die jungen IT-lerinnen, die heute ihre Eizellen auf Eis legen lassen, in 30 Jahren feststellen, dass sie für eine Schwangerschaft dann doch zu alt sind, wäre es nur folgerichtig, wenn auch sie es ihren Firmen nachtun und ihre (Re-)produktion in Billiglohnländer verlagern. Freiheit ist eben auch immer die Freiheit des Neoliberalismus.

---

[1] also Frauen, deren Geschlechtsidentität mit ihrem biologischen Geschlecht übereinstimmt. Der Begriff »Cisgender« als Gegensatz zu »Transgender« geht auf denSexualwissenschaftler Volkmar Sigusch zurück und soll darauf verweisen, dass körperliches Geschlecht und Geschlechtsidentität nicht notwendigerweise übereinstimmen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Medienattacke auf Dorf TV

Wie und warum die Oberösterreichischen Nachrichten den nichtkommerziellen Sender »dorf tv« mundtot machen wollen und Medienpolitik unter dem Deckmantel des Kulturjournalismus betreiben.

Nach vier Jahren redaktioneller Funkstille in den OÖN zum Thema DORF TV fand sich der Sender am 18. November überraschend als »Aufhänger« im Blatt wieder: Titelblatt, halbe Kulturseite, Kommentar. Sogar der »Mostdipf« quengelt über DORF TV. Im Tenor wirft uns die OÖN-Kampagne vor, »mehr als dürftiges« und »uninteressantes« Programm zu produzieren, dafür aber kräftig Förderungen zu kassieren. Der Sender soll außerdem noch Schuld daran sein, dass für kommerzielle Lokalsender im LIWEST Kabel kein Platz mehr ist.
Die nach eigenen Angaben unabhängigen OÖN sehen sich offensichtlich veranlasst, Stimmung gegen DORF TV zu machen: OÖN-Chefredakteur Gerald Mandlbauer stellt sowohl die redaktionelle Arbeit als auch die Sinnhaftigkeit der Förderungen für DORF TV in Frage.
Dieser plötzliche Ausbruch an »redaktionellem Interesse« im Stil eines Revolverblatts legt den Schluss nahe, dass es hierbei nicht um seriöse Berichterstattung, sondern vielmehr um wirtschaftliche und politische Interessen von Unternehmen und Personen geht, die den OÖN nahestehen und die auf unlautere Art bedient werden sollen.

Warum es ein DORF TV in Oberösterreich braucht!

Die von den OÖN in Frage gestellten Förderungen für DORF TV kommen jenen Kunst- und Kulturschaffenden hierzulande zugute, die medial ansonsten über weite Strecken (auch und gerade auch von den OÖN) ignoriert werden. So ist zum Beispiel der ORF Oberösterreich nach eigenen Angaben zwar bemüht, »die kulturellen Highlights von den Bühnen dieses Landes« zu präsentieren. Das Freie kulturelle Schaffen wird jedoch weitgehend ausgeblendet.
Auch die kommerzielle TV-Landschaft ist keine Alternative. »Gekaufte Beiträge« bilden über weite Strecken das Programm. Die Finanzierung sogenannter »PR-Berichterstattung« kommt für viele Einrichtungen und Initiativen aus wirtschaftlichen und grundsätzlichen Überlegungen nicht in Frage. Pluralität bleibt dabei sowieso auf der Strecke. Eine Studie der Rundfunk- und Telekomregulierung (RTR)[1] hat 2012 bei kommerziellen Privatsendern übrigens einmal mehr »generell wenig Meinungsvielfalt« festgestellt und »keinen Willen« und »keine Kenntnis«, Programm und Werbung gesetzeskonform zu trennen. Ergebnis dieser Entwicklung: Über die regionale Kunst- und Kulturproduktion wird kaum (mehr) berichtet.
Überlegungen und Erfahrungen wie diese haben zur Gründung von DORF TV beigetragen – als echte und zeitgemäße Alternative zu einer inhaltlich und quantitativ zunehmend verkümmernden Kulturberichterstattung in Oberösterreich.
Verwunderlich ist, dass sich die OÖN neuerdings zum Hüter redaktionell qualitativer Inhalte hochspielen: Im nämlichen Blatt fehlt weitgehend die Berichterstattung über die vielseitigen kulturellen, künstlerischen Aktivitäten und das zivilgesellschaftliche Engagement der hier in Oberösterreich lebenden Menschen. Promis, Hollywood, Hochkultur, Heimat und Tradition, Stars und Sternchen dominieren die Kulturseiten.

Kommerz statt Vielfalt. Was hinter den Vorwürfen der OÖN steckt

Weil aufgrund eines Verbreitungsauftrages (»Must Carry«) der Medienbehörde KommAustria der Sender DORF TV seit August auch im digitalen Kabel der LIWEST zu sehen ist, sei etwa für den Sender BTV (Vöcklabruck, Salzkammergut und Eferding) »kein Platz«, so die OÖN. Falsch: Denn die BTV Programme werden in ihren jeweiligen Regionen ungeachtet von DORF TV von der LIWEST natürlich wie bisher auch weiterhin verbreitet.
Der eigentliche Hintergrund dieses Vorwurfs ist: Die LIWEST hat DORF TV auf Kanal 33 aufgeschaltet. Auf Kanal 33 war zuvor »OÖTV«. Programmveranstalter von OÖTV ist das im OÖN-Artikel auch erwähnte BTV.
In der OÖN-Berichterstattung unerwähnt bleibt freilich, dass BTV im 100%-Eigentum der Wimmer Medien GmbH steht – also zum Firmengeflecht von OÖN-Herausgeber Andreas Cuturi gehört. So hat sich OÖN-Herausgeber und BTV-Geschäftsführer Andreas Cuturi im »Must Carry Verfahren« auch höchstpersönlich mit einem Schreiben zu Wort gemeldet: Darin heißt es, dass in Zusammenarbeit mit den »Oberösterreichischen Nachrichten« an einem Relaunch von OÖTV gearbeitet werde.
Die Botschaft von Cuturi an die Medienbehörde: Kein Kanal für DORF TV!
Die Entscheidung OÖTV aus dem Programm der LIWEST herauszunehmen war allein eine unternehmerische Entscheidung der LIWEST. Hier die Verantwortung auf DORF TV oder auch die Medienbehörde abzuwälzen ist irreführend und falsch. Genau so gut könnte man der LIWEST vorwerfen, dass wegen der vor Kurzem erfolgten Einspeisung des Schlagersenders »Melody TV« die kommerziellen Lokalsender »Platz machen« müssten.
Vor allem: Wenn sich die OÖN schon als Anwalt kommerzieller Regionalsender verstehen, die angeblich mit ihrem Programm derzeit nicht oder nicht mehr auf LIWEST vertreten sind, wäre es doch zweifelsfrei zielführender, generell mehr Platz für Regionalsender bei der LIWEST einzumahnen, anstelle uns in Brand-Artikeln anzugreifen – auf dass wir »Platz machen«.

Damit hier aber keine Missverständnisse aufkommen, möchten wir betonen: Wir sehen uns nicht als Ersatz für ein bestehendes Medienangebot, sondern als notwendige Ergänzung. Umgekehrt fordern wir ja auch nicht kommerzielle Regionalsender dazu auf, vom Markt zu verschwinden.
Oder auch die OÖN, an Kiosken Platz zu machen für Printmedien, die unseren Interessen mehr entsprechen würden.

Der Unmut und das Unverständnis über eine offensichtlich von vornherein intendierte Negativberichterstattung war spürbar. Der Sender DORF TV hat dabei viel Solidarität erfahren. So meldete sich etwa Ex-Landesrat Josef Ackerl in einem Kommentar zu Wort: »Der Angriff der OÖN auf Dorf TV ist mehr als peinlich. (...) Offensichtlich ist die schwierige Lage der OÖN für diesen blindwütigen Angriff verantwortlich.«
Die »Kampagne« ist nach hinten losgegangen. Warum es Alternativen braucht zu dem was es schon gibt? Einmal mehr weiß man es.

---

[1] https://www.rtr.at/de/pr/PI23042012Medien

Otto Tremetzberger ist Autor und Geschäftsführer von dorf tv und Freies Radio Freistadt.

Barocke Sprachturbulenzen

Christian Steinbacher hat im Herbst sein neues Buch »Tief sind wir gestapelt: Gedichte« vorgestellt. Ein Beitrag über dichterische Aushöhlungen, barocke Oberflächen, sprachliche Wolkengebilde – und über die wunderbare Kunst des Abmagerns. Von *Tanja Brandmayr*.

Also freilich, mein Herr, kurz vor 'nem Sehnsuchtsheim / lebt's sich mild wie auch wild. Lass uns in Ruh da mit / »Lebenschancenkredit«, was euphemistisch ja / meinte nicht mal 'nen Sautrog wo. (Aus: Stock und Esel für Erd' und Schleim)

Dieses Eingangszitat mag für eine Grundhaltung stehen, die poetische Sprachschöpfung mit Weltbezogenheit und Skepsis verwebt. Um zu Beginn zu beschlagworten: Christian Steinbacher kommt aus dem Feld der experimentellen Texte, hat dort vor Jahrzehnten, wie er im Interview sagt, »im Zentrum begonnen«, um zuletzt 2013 den Heimrad-Bäcker-Preis verliehen zu bekommen. Eine Auszeichnung unter mittlerweile vielen, die sich auch auf seine Tätigkeit als Veranstalter in der Galerie maerz, Kurator, generell als Fachmensch und Festivalmacher der unregelmäßig stattfindenden »Tage der Beweglichkeit« beruft; die sich aber natürlich vor allem auf seine Arbeit als Autor von Poesie, Prosa und Theorie, auf sein Gesamtwerk als vielseitig Sprach- und Textumtriebiger einer »formbewussten Dichtung« begründet. Ganz generell ist die Steinbacher'sche Sprachschöpfung immer eine Mixtur vieler Ansinnen, der Benennung, Umschichtung, der vielseitigen Referenzen, der Komik, der spielerischen Sprachattacke und der Aushöhlung, der Aushebelung, der Anreicherung, der Rede und Gegenrede, einer in sich stattfindenden sprachlichen Bewegung und Gegenbewegung.

Der aus dem Experimentellen kommende Autor Steinbacher hat sich nun in seinem letztem Buch »Tief sind wir gestapelt: Gedichte« überraschenderweise einem vergessenen deutschen Barockdichter und Rhetoriker, Jacob Balde, gewidmet. Als interessant in der Beschäftigung mit diesem Material hat sich das Konglomerat aus Rhetorik, antiker Wiederbelebung, eines unglaublich »verrückten sprachlichen Durchdrehens« innerhalb des barocken Formenreichtums herausgestellt. Ebenso herausfordernd erwiesen sich die Widersprüchlichkeit von Pathos und Scherz, oder der Gegensatz von hohlen Floskeln und der persönlichen »Einschreibung« des barocken Autors in diese Sprachhülsen. Eine Mixtur, mit der Steinbacher etwas anzufangen wusste, zumal sich dieses Material als durchaus bizarr erwies. Im Hauptteil des neuen Steinbacher-Buches, den »Umschriften zu 24 Gedichten« stellt er die lateinischen Gedichte von Balde mit einer deutschen, wörtlichen Übersetzung aus den 1960er Jahren auf eine Seite, um auf der anderen Buchseite seine eigene, großzügigere Weiterführung von »Übersetzung« zu kredenzen: Um in diesem Bild des Kredenzens zu bleiben, widmen wir uns beispielhaft Steinbachers »Leibgedicht«, eine Übersetzung des Balde-Gedichts »An Simon Lavendula. Über die wunderbaren Fortschritte im Abmagern«. Denn der Dichter und Jesuit Jacob Balde hat im 17. Jahrhundert eine »Kongregation der Dürren« gegründet, der unter anderem die damalige Münchner Schickeria beigetreten ist. Dieser »rhetorischen Schrift«, dem Lob der Mageren, hat Balde allerdings ganz musikalisch-kontrapunktisch ein »Trostbuch für die Dicken« beigefügt. Soviel zum Hintergrund über die »wunderbaren Fortschritte im Abmagern«. Steinbacher reichert nun diese Balde-Vorschrift mit Paraphrasen, Gegenzügen an, füllt das barocke Gebälk mit einer nicht-hehren heutigen Alltäglichkeit und rührt kräftig um. Er macht die oben angeführten Fortschritte im Abmagern zu einem Titel »An die letzte Salmonelle. Über manch nicht verwunderliche Weisungen und Neueinsätze«, um innerhalb der Verszeilen auf Tiramisu, Trendsetter, Sartre, das mit Balzac angeblich an der Nase verwurzelte Ich, auf ein fragloses Sein, die Pampa und auf rätselhafte Brasilianer zu verweisen. Bestes barockes Luftgewölk also: Bei Jacob Balde mit der Zutat des Abmagerns als durchaus ironisch zu lesenden Akt der leiblichen Aushöhlung, bei Steinbacher mit allerlei vermischten Zutaten der eigenen Kontextküchen. Dämpfe steigen auf: Das Gefühl von zugleich hohlen wie dicht bebilderten Gebilden stellt sich ein, von luftiger Fülle und Bedeutungsturbulenzen. An manchen Stellen drängt sich der Gedankensprung auf eine sich zwischen Produktion und Sinnentleerung, zwischen Fülle und Hohlheit zunehmend zwiespältig gebärdenden heutigen Welt auf.


Jacob Balde, gewischt von Josef Bauer

Zu diesen Parallelen befragt: Diese sieht Christian Steinbacher insofern, als dass »das Barock ebenfalls wie die heutige Zeit keine Aufbruchszeit« sei. Das Barock nimmt den Aufbruch der vorangegangenen Epochen, der Aufklärung und der Renaissance wieder zurück, ebenso wie das Biedermeier später sich nach der Vorwärtsbewegung der frühen Romantik auch wieder zurückzieht. Im Gegensatz zum Biedermeier ist das Barock aber noch »draußen und groß« – auch von großen Katastrophen umgeben, der Pest und dem 30-jährigen Krieg. Eine historische Phase, die innerhalb des weltlichen Horrors durch kunstfertige Aufschichtung und Aushöhlung zu kennzeichnen ist – auch wenn, und weil sozusagen »historisch nichts mehr ging«. Dies aber nur als moralisch-ethischer Begleittext, als »beratender Impetus« zum Steinbacherschen aktuellen Werk, das in seinem formalen Metrik-System auch kunstfertige Bezüge herstellt. Es lässt aber einen ironischen Perspektivenwechsel bereits im Buchtitel anklingen, den der sprechenden Gedichte, die von sich selbst behaupten: »Tief sind wir gestapelt« – ihr gewitztes Licht unter den scheinbar bescheidenen Scheffel stellend. Ein Teil des Buches wird außerdem »Verstreutem aus der Zeit« gewidmet. Ein anderer Teil, »Patente Enten«, gibt dem Ärger über ein heutiges, »unentwegtes Reden übers Speisen« Luft, ist also auch Kritik an der belanglosen Bürgerlichkeit.

Um den größtmöglichen Irrtum zu vermeiden, Christian Steinbacher als Traditionalisten zu vermitteln, sei angeführt, dass die Beschäftigung mit dem Barockdichter einem grundsätzlichem Interesse zu verdanken ist, Neues zu unternehmen, also auch im »Experimentellen« nicht konservativ zu werden. Vor allem hat Steinbacher die bereits zuvor gewonnenen sprachlichen Verfahren und Freiräume nicht aufgegeben. Mit dem neuen Buch entsteht nach dem Lesen, sozusagen als Nachbild, der Eindruck von Texten, die zu eigenen körperlichen Gebilden geworden sind: Texturen als kleine, schwebende Einheiten, verwobenes Haufengewölk mit einer jeweils eigenen Struktur und Beweglichkeit an den Oberflächen .... mit Elementen darin, die schon da waren, neu dazukommen, mal herumtreiben, mal andrängen, mal verharren, festhocken, einen anspringen, sich zurückziehen – jedenfalls eigene, unvorhersehbare Richtungsbewegungen vollführen. Die Elemente scheinen herumgereicht, in sich herumziehend, zu Gebilden aufgestapelt, aufgeschichtet – und dieses umtreibende Gesamtbild kann durchaus ebenso als Referenz an die große Fülle und als Kritik am großen Ganzen herhalten. Alle diese Ergebnisse sind also gut angelegte Wege der Uneindeutigkeit.

Wie progressiv sich diese Unterfangen der textuellen und kontextuellen Neulandgewinnung ausgestalten, soll beispielhaft ein anderes Buch von Steinbacher, der Prosatextfluss des 2012 erschienenen »Untersteh dich! Ein Gemenge« untermalen: Dieser widmet sich einer »Herkunft als Fiktion«, mit der Behauptung, letzten Endes »überall herkommen zu können«. Es handelt sich um Texte, die Details von beispielhaften Orten lediglich »hochpumpen«. Diese textlichen »Herkunftspumpen« zeugen von einem Identitätsbegriff, der gar nicht daran denkt, etwas wie Identität nur ansatzweise als etwas Statisches festschreiben zu wollen, sondern Identität geradezu als etwas fiktional Flirrendes erachtet. Zum anderen entstehen interessanterweise auch hier Nachbilder, die die Art und Weise der literarischen Verfahren und deren Beweglichkeit spiegeln – wie etwa hier durch Textpumpen, Textflüsse, inhaltliches Mitgehen oder Konterkarieren.

Welt und Sprachwelt werden bei Steinbacher in Inhalt und Kontext neu verwoben, entkernt, wieder angereichert, sozusagen zwischen großen und alltäglichen Bedeutungsebenen hingemixt und torpediert, Sprache wird gleichzeitig zum seriösen Referenzsystem und zur Grimasse gemacht – jenseits des Sprachgebrauchs einer eigenen Beweglichkeit unterworfen. Um, in seinen Worten, nichts weniger als: »neues Denken, Freiräume zu schaffen, weil es um einen Möglichkeitssinn geht. Letzten Endes geht es immer um Freiheit. Es geht außerdem um Trost, dass alles auch anders sein könnte«. Nicht zuletzt, um der Offenheit des Möglichkeitssinns zu folgen, tritt hier auch der »spielende Mensch, nicht nur der erkennende Mensch« in den Vordergrund. Programmatisch, man möchte sagen, selbstredend, in sich als dialektische Gegenrede angelegt, halten die Texte gleichzeitig ein »Plädoyer für das Reale, Erdige«. Um einen derartigen Poesiebegriff zu umreißen, könnte man einerseits auf einen alten poiesis-Bezug eines »ursprünglichen Verfertigens« zurückgreifen, eines ursächlichen Agierens eines schöpferischen und widerständigen Individuums, oder zum anderen Poesie begreifen als Unruheherd, als sprachliches Mittel zur abweichenden Weltsicht, in den Worten eines Steinbacher-Titels, als »Plädoyer für einen Rest, der nie stillsteht«.

Christian Steinbacher, *Tief sind wir gestapelt: Gedichte.*
Czernin Verlag, 2014, 175 Seiten

---

http://www.zintzen.org/autoren-authors-auteurs/christian-steinbacher/

Tanja Brandmayr ist Autorin und Kunst-/Kulturschaffende.
brandjung.servus.at

Das Infolab

Es ist an der Zeit, sich mit Information und nicht immer mit ihrer Technologie zu beschäftigen, meint *Franz Xaver*.

Mit der rasanten technischen Entwicklung der Informationstechnologie taucht immer wieder die Frage auf, worum geht es eigentlich? Schnell stößt man auf die Informationstheorie. Diese Theorie ist aber eine Nachrichtenübertragungstechnologie. Die Bedeutung oder das Wesen der Information ist unklar. Klar ist: Information hat mit Entscheidung zu tun, wir brauchen Information, um Entscheidungen zu treffen. Dabei hilft auch ein Österreicher: Heinz von Förster, der den Begriff »Kybernetik 2. Ordnung« prägte. Es geht um das Zusammenspiel von Realität und Information, um die Beobachtung der Beobachtung. (Zitate: »Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners«, »Welche Realität?« oder »Nur die Fragen, die prinzipiell unentscheidbar sind, können wir entscheiden«). Weiters bedarf es einer Abstraktionsmöglichkeit, die wir über die Kunst (das Künstliche) erhalten. Hier treffen wir das erste Mal auf die Notwendigkeit der Kunst. Gerade in Zeiten einer Informationsgesellschaft sollten wir uns näher mit den Begriffen Entscheidung und Erkenntnis beschäftigen. Kunst und Informationen gehören zusammen. Es scheint, als ob Information unsere Realität beherrscht und sich über unsere unreflektierte Technologie zu einem zentralen Baustein der Welt entwickelt. Aus der Information hat sich aus logischen Folgerungen eine Welt der Naturwissenschaften entwickelt. Sinnfreie Information ohne schlüssige Argumente wird zur Zeit immer mehr ausgrenzt. Wir brauchen aber die Kunst als Spiegel, um überhaupt die Frage nach dem »Wesen der Information« stellen zu können.

Wir sollten ein paar Steps zurück machen. Spuren von Information zeigen sich meist über Symmetrien. Das Erkennen des Spiegelbildes ist ein wichtiger Schritt in unserer Evolution. Aber auch in der anorganischen Chemie findet man diese Symmetrien. Dort heißen sie Chiralität. Mit den Höhlenzeichnungen, die Nahrung und Gefahr abbilden, tauchen auch die ersten Kunstwerke auf. Sie förderten die Vorstellungskraft und das Wieder-Erkennen. Die Position des Betrachters wird dadurch klarer und intellektuelle Erkenntnis gestärkt. Kunst hat also den Ursprung im Spiegeln des »Wahren«. Um Information zu analysieren, sollten wir beginnen zu separieren, um dann die Einzelteile zu analysieren.
Es gibt scheinbar eine Welt der Realität, sie ist verortet in der Logik der Natur- und Geisteswissenschaften. Damit wir diese Realität verifizieren können, haben wir uns ein Referenzsystem über die Welt der Träume geschaffen. In dieser künstlichen Referenzwelt wird mit Information jedoch anders umgegangen. In der Traumwelt gibt es keine Differenzierung oder Abstrahierung der Situationen, keine Symmetrien, keine Spiegelungen und keinen Kunstkontext, kein gemeinsam oder einsam. Es ist eine Welt ohne Kompromisse und Übereinkünfte; mit ihrer Hilfe haben wir uns dann unsere »Realwelt« über die Naturwissenschaften zurechtgezimmert.

Fakt ist nun mal auch, dass wir für unsere Realität beide Welten brauchen. Deswegen sollten wir mit unserer Technologie vorsichtig sein, da sie sich nur in eine logisch »richtige« Richtung entwickelt.

Die Rolle des Zufalls ist eine Form der Nichtinformation: In der Informationstechnologie und auch in den Wissenschaften spielt der Zufall bereits eine große Rolle. Meist wird er benötigt, um Nachrichten zu verschlüsseln, um sie dadurch einzigartig zu machen. In den Geisteswissenschaften wird auch immer wieder auf die Notwendigkeit des Zufalls hingewiesen - zum Beispiel bei der Frage nach dem freien Willen.

Die Stadtwerkstatt sieht in einem Informationslabor eine Herausforderung der Gegenwart. Die Stadtwerkstatt zeigte immer eine Referenz zu etablierten Systemen. Daraus entwickelte sich bereits servus.at. Ein Verein im Haus der Stadtwerkstatt, der sich immer um freie Betriebssysteme und freie Technologien und Informationsquellen bemühte. Servus.at steht in einem internationalen Kontext zu einer freien Medien- und Netzkulturszene, zu HackerInnen und IndividualistInnen, die eine Auseinandersetzung mit der Informationstechnologie pflegen. Im Infolab der Stadtwerkstatt soll es aber nicht primär um die Informationstechnologie gehen. Eine kritische Position, wie sie von servus.at vermittelt wird, ist aber Voraussetzung, um die Frage nach dem Wesen der Information stellen zu können.

Drei Projekte, die das Tätigkeitsfeld eines zukünftigen Infolabs vermitteln sollen:

Das Aalhotel (2014)
Ein Projekt von Donautik

In allen Flüssen zum schwarzen Meer gibt es keine natürlich vorkommenden Aale. Aale treffen sich in der Sargassosee (vor Bermuda), um sich dort fortzupflanzen. Die jungen Aale schwimmen dann wieder zurück in die Flüsse. Dies ist umgekehrt zu den Lachsen. In der Donau wurden Aale ausgesetzt, sie finden aber nicht den Weg in die Sargassosee.
An unserer Forschungsboje ist an einer Kette ein Wohnraum für Aale in der Donau versenkt (acht Drainagerohre sind ineinander verflochten und einbetoniert). Die Wissenschaft sucht Erklärungen in den physikalischen Bedingungen des Wassers. Wenn man sich aber ein wenig mit der Informationsentwicklung in der Natur auseinandersetzt, tauchen plötzlich andere Lösungsmöglichkeiten auf. Die Lösung liegt vielleicht in einer nicht vorhandenen Information, die in der Natur über die »DNA« den Generationen weitergegeben wird. Die DNA ist ein natürlicher Wissensspeicher, der Lebewesen hilft, Entscheidungen zu treffen. Das schwarze Meer hat erst vor ca. 7000 Jahren den Anschluss an die Weltmeere durch den Bosporus gefunden. Diese Tatsache könnte erklären, warum den Aalen diese Information über die Existenz der Donau noch fehlt.

Pilzsporen als Informationsträger (2015)
Ein Projekt von Taro

Pilzsporen sind Informationsträger. Sie sind fast unverwüstlich, halten Strahlung und fast den absoluten Nullpunkt aus. Sie sind geeignet, um Information intergalaktisch zu transportieren. Es ist auch relativ leicht, Sporen auf so eine Reise zu schicken. Zum Beispiel können sie in einen Wetterballon gefüllt werden, der dann in einer Höhe von 40000 m platzt. Sonnenwinde und das geringe Gewicht sorgen für die orbitale Fluchtgeschwindigkeit.

Ghostradio (2011 - 2014)
Ein Projekt von Markus Decker, Pamela Neuwirth und Franz Xaver

Das Projekt befasst sich mit dem Thema des Zufalls. Zufall kann in den Grenzbereichen unseres deterministischen, logischen Systems erzeugt werden. In der Welt des atomaren Zerfalls, der Welt der Quanten oder über das Hintergrundrauschen des Weltalls. Ghostradio beschäftigt sich mit Parallelwelten, die es in der Stringtheorie gibt. Über kreuzende Felder und zeitkritische Spiegelungen von Situationen versuchen wir in der fraktalen Welt der Mathematik den Zufall zu finden. Es ist aber nicht nur der physikalisch logische Aufbau der Installation. Sondern dieser Aufbau soll auch zeigen, dass wir die Welt der Kunst brauchen, um unsere Informationstechnologie in die richtige Richtung weiter zu entwickeln.

Dietmar Lochmann »Vom Wesen der Information«: *http://de.wikibooks.org/wiki/Information*
http://www.spektrum.de/news/ohne-zufall-gibt-es-keine-freiheit/1168814
http://donautics.stwst.at/donautics-project/das-aal-hotel
http://kunstlabor.at/inhalt20040703.html, *http://firstfloor.org/ghostradio*

Avalon

Marie »Maruska« Polnikova's impressions from her residency aboard the ship Avalon, Monnickendam, Netherlands

Avalon, a mystical island, home of Morgan Le Fey, a powerful sorceress. Avalon, where King Arthur returned to recover from his wounds, and where he is still believed to be alive by some. A place that many places claim to be. Insula Avallonis, Island of Apples where all the crops grow by themselves, without the need for farmers to plough. Perhaps the first record of permaculture, one might think.

A wintery day, years ago, strong wind whirled around me through the gate of the ancient Glastonbury Tor, one of the places that Avalon could have been, so it is said.
And now another Avalon, this time on the other side of the North Sea to Britain, by myself again and strong wind that forms complex sound compositions formed by the rattling of loose sailing boats parts.

No, the harbor of Monnickendam is not a part of Arthurian legends as this place simply didn't exist back then. Well, it did, actually, but in a very different form, as until around the 11th century, this area consisted of uninhabited marshlands. Still today more than 50% of it is covered by water, its name Waterland being rather literal.
And this Avalon is a boat – a sailing boat, one of many, many other sailing boats in apparently the biggest marina of Netherlands.
I am a stranger here. Stranger in the sea of sail boats and their owners who all sailed before they could even walk. Not my case. »Where are you heading for a sail?« they would ask and then struggle to understand that I'm just settled aboard the boat without a plan (Although not without a dream!!) to move. Yes, well, I'm an artist in residence here. Artists are often a bit of weird, so I'm doing fine in this regard. And I'm stranded here. Avalon is a seaworthy vessel, but I have no permission to move her, nor the experience to do so on my own. But, here I am.

Monnickendam
Boats, ships and more boats and ships. Wind. Blowing pretty much every day, unstopped by hills or forests. No wonder everyone sails here. Families with small kids and elderly couples who enjoy their October sailing before the season ends for the »normal people«.
Wind bringing the smell of the sea and cold that makes me wear a winter hat, while some of the locals walk around in short sleeve T-shirts. Well, a stranger, again.
Water. Big, calm plain of Marken and IJsselmeer and canals with direction signs so one can find their way easily when travelling through the area by boat, observed by numerous cows that graze on the meadows separated by the waterways. The area is known for its cheese production as growing crops was never really possible here, due to the amount of water in the soil. If it wasn't for the system of these canals and dikes separating the land from the sea (some built as late as 1953), these would be marshlands and we would be below the sea level, don't forget.
And a smoked eel. And birds, who like the eel as much as the local human population and tourists, only they wouldn't smoke it before eating it, although I wouldn't think that matters much to the eels.

Encounters
<u>Bruno Doedens – artist collective SLeM</u>
»Culture is part of nature« says Bruno as we drift into discussion over their works, occasionally gazing through the large windows of the EYE(Film Institute Netherlands), an impressive building opened in 2012 directly above the waters of IJ-Buurtveer in Amsterdam.
SLeM creates projects that are part of the landscape, crossing the borders of land art, sculpture and happening. Landscape Theatre as they call it.
»The art is to reveal the essence of a landscape through art. By transforming it, by letting events take place that have either a lasting or temporary effect on it. SLeM has set itself the goal to make the ordinary extraordinary, to amaze and alienate. Landscape Theater forces the visitor to experience the landscape with other eyes and other hands. New mental landscapes.«
SleM sometimes use traditional methods developed by the past generations to claim land from the sea. A methods that, inevitably, had to invite nature to collaborate, rather than fighting against it. Perhaps the Dutch tradition of collective work – as one little village really couldn't build a dike alone – makes it possible to involve a big group – hundreds – of people from local communities to join their projects.
»Do you know other artists here, who also work with water, with the sea and ships?« I ask and Bruno struggles to answer. It seems that in a country whose geography is formed by water to such an extent, with large number of the population dwelling aboard ships and houseboats permanently; there is no need to make a statement about it. One also wouldn't define oneself as an artist of Alpine »*Hütte*« for that matter. Culture is part of nature.

The Waag Society
Early 17th century. A candle lit anatomic theater, the thrilled public of Amsterdam observing for the first time the insides of a fellow human revealed in front of them. I mean for the first time displayed in a controlled, scientific manner. Home of a cutting edge science of its time and now a place of Fab Labs and a Wet Lab (biological laboratory) run by Waag Society. Science, its methods and formerly expensive and inaccessible equipment for use to anyone who is interested. Advice of experts in case it is needed.
Tuesday evening, wooden floors, laser cut lamp shades casting patterns upon tables of a spacious room. Group of (generally) young people immersed in a discussion, joined by Anna Dumitriu, a recognized British artist of the Bio Art field. An open evening of the Waag society Bio Lab, same as every other Tuesday.
People arrive even from other cities, such as Rotterdam, to discuss their ideas and if possible, to immediately execute them on at the lab premises. Laboratory is equipped with basic, yet for simple projects, sufficient equipment. Some devices are self built - DIY and low cost compared to industrial ones. Their design shared according to Open Design (Hardware, Software) principles. Open knowledge. Open design. Open science. Perhaps the »cutting edge« of today.

Die Reuse

Tanja Brandmayr zur nebelig nassforschen Novemberinitiative an der Donau.

»Anstiftung zur Initiative«, das ist ein altes Traditionswort der Stadtwerkstatt seit 1979. Dementsprechend wird zurzeit von einer Gruppe experimenteller Kunststudent_innen die »Reuse« betrieben. Die Reuse ist Zelt und Vorhaben in einem. Ungewöhnlich, für manche sogar suspekt - das Zelt wurde im Vorfeld einige Male von der »Stadtwache« belauert und fotografiert - liegt es beinahe unter der Nibelungenbrücke, nahe an den Betonpfeilern des angrenzenden Zukunftsmuseums, an einem Ort zwischen Beton, Verkehr und Donau, an einem schmalen Streifen Natur, den man im zeitgemäßen Slang gerne eine Brache nennt. Die Donaulände in diesem Brückenbereich ist ein an sich ungenutzter Ort, den sich die Stadtwerkstatt über die letzten Jahre erobert hat und den sie seit relativ kurzer Zeit mit Projekten bespielt, die unter anderem das ungeklärte Verhältnis von Natur, Information und Kunst thematisieren. Das neue Reusen-Projekt, von dem hier die Rede ist, ist nun als Teil der »Lände« ein Vorhaben von Stadtwerksatt-assoziierten experimentellen Student_innen, ein Ort am Wasser, der sich gleichsam selbst betrachtet: Durch ein ungewöhnliches Setting, das aus Schiffs- und schiffsbauchkonnotierten Reststücken einen Zeltraum aufbaut, der heimelig und warm ist, und der nur einigermaßen düster beleuchtet der Nacht und dem Winter entgegentreibt. Eine Besonderheit im Donaukontext, so eine der Betreiber_innen, Nani Cooper, denn besonders im Winter gebe es kaum Kontakt zum Wasser, wie sie bemerkt: »Ganz Linz ist im Winter fast nicht an der Donau, gerade deshalb ist es besonders spannend, hier zu sein«. Auch sie selbst hat als Teil von Leo Schatzls »Floating Village« zuerst im Sommer an der Traun ihre Erfahrungen mit dem Wasser- und Kunstkontext gemacht, mit einer »Weite am Wasser«, die anscheinend beindruckt hat und nun zu mehr werden soll. Das Projekt ist also von mehreren Seiten gut unterfüttert und bietet trotzdem offenen Experimentierraum. Es hat sich auf Initiative von Franz Xaver diese Gruppe formiert, die aus Stefa Farkashazy, Christoph Karl Ebner, Matthias Lindner, Jakob Breitwieser, Sarah Tischler und eben Nani Cooper besteht, und die an diesem Ort des informellen Agierens weiterdenken will, in Richtung Arbeiten am Fluss, in Richtung »Labore für Wasser, Wissenschaft und Kunst«. Einstweilen ist die Reuse aber noch ein Zelt. Das Zelt ist irgendwie ein Schiff. Der Schiffsbauch ist Welt und andere Welt. Und eben auch ein Treffpunkt des informellen Austauschs über Kunst und Donau. Für manche der Besucherinnen und Besucher ein plötzlich und erfreulicherweise vorhandener »urbaner Raum wie in Berlin«, für viele ein Raum, der von innen »ungewöhnliche Sichtachsen auf die Donau« aufbaut, denn ein schöner Fenstererker lässt die in einem Boot niedergelassenen Gäste Richtung Osten nach draußen blicken. Und natürlich, denn es werden auch Getränke ausgeschenkt, eine willkommene Abwechslung einer anderen Bar, »in die man schon immer gehen wollte, schaut aus wie in einem Traum, exotisch und intim«. Wer neugierig geworden ist und die Reuse noch nicht kennt: Man muss sich nur trauen, das von außen unscheinbare Zelt zu betreten. Und das geht täglich von 16 – 22 Uhr. Dass die Reuse aber eben keine gewöhnliche Bar ist, sondern allenfalls, neben ihren angesprochenen Donauraum-Vorhaben einen Getränkeausschank betreibt, wird auch an einer weiteren Bespielung der Donaulände deutlich: Denn am 30. November wird dort Wolfgang Fadi Dorninger gemeinsam mit der Stadtwerkstatt seine Soundinstallation eröffnen, und auch da werden wahrscheinlich die Gäste im Reden über Sound und Donauraum in der Reuse einen willkommen informellen Ort vorfinden. Denn wie wir wissen: Nur aus dem nicht ewig gleich Vorgedachten, dem nicht bis zum bitteren Ende Ausgeplanten, und konkret vielleicht aus einer nebelig-nassforschen Novemberinitiative, kann Neues entstehen. Mehr zu Fadi Dorningers Sound-Installation und zu anderen Programmpunkten unter:
http://dorninger.servus.at/node/1624
http://www.stwst.at





Sonntags Nachmittagsbrunch mit Livemusik. Special day: 31.12.14 Hanksgiving Gedächtnis

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN DEZ/JAN/FEB

Mi. 03.12.14 :: 21:30 — experimental/electronica
Gut & Irmler + Fump

Do. 04.12.14 :: 21:30 — postrock/postmetal
tides from nebula + Michael Zimmel

Fr. 05.12.14 :: 21:30 — electronica
The Future Sound
pres. Mndsgn // Trishes // Hooray // Abby Lee Tee

Mi. 10.12.14 :: 19:30
Das neue Wörterbuch des Teufels
Lesung mit Richard Schuberth

Fr. 12.12.14 :: 23:30 — electronica
The Future Sound
pres. Dorian Concept // Wandl

Sa. 13.12.14 :: 21:00 — wienerlied
Sigi Maron & Rocksteady All Stars + Free Willy

So. 14.12.14 :: 21:30 — doom/dronemetal
OBAKE + ZachGeburt

Mi. 17.12.14 :: 21:30 — noiserock
Vögel die Erde essen + Jakuzis Attempt

Do. 18.12.14 :: 19:30
Wagner, Mahler, Weininger
Vortrag von Gerhard Scheit

Fr. 19.12.14 :: 22:00 — hiphop
Dynasty & Esther Esrah

Sa. 20.12.14 :: 21:00 — metal/rock
Jack Frost / Half Girl / Dealer

Sa. 13.12.14 :: 21:00 — tischtennis
turn table tennis

Mi. 31.12.14 :: 14:00 - 17:00
Hanksgiving
Donke, Zigon & friends

Fr. 09.01.15 :: 21:30 — rock
Porn to Hula + Special Guests

Fr. 16.01.15 :: 21:30 — d'n'b
bass.invadaz

Sa. 17.01.15 :: 22:00 — electropop
Kommando Elefant Release Show

Fr. 23.01.15 :: 20:30 — chanson
Illute + Ausstellung

Sa. 24.01.15 :: 21:30 — soul
Soullobster Tanzabend

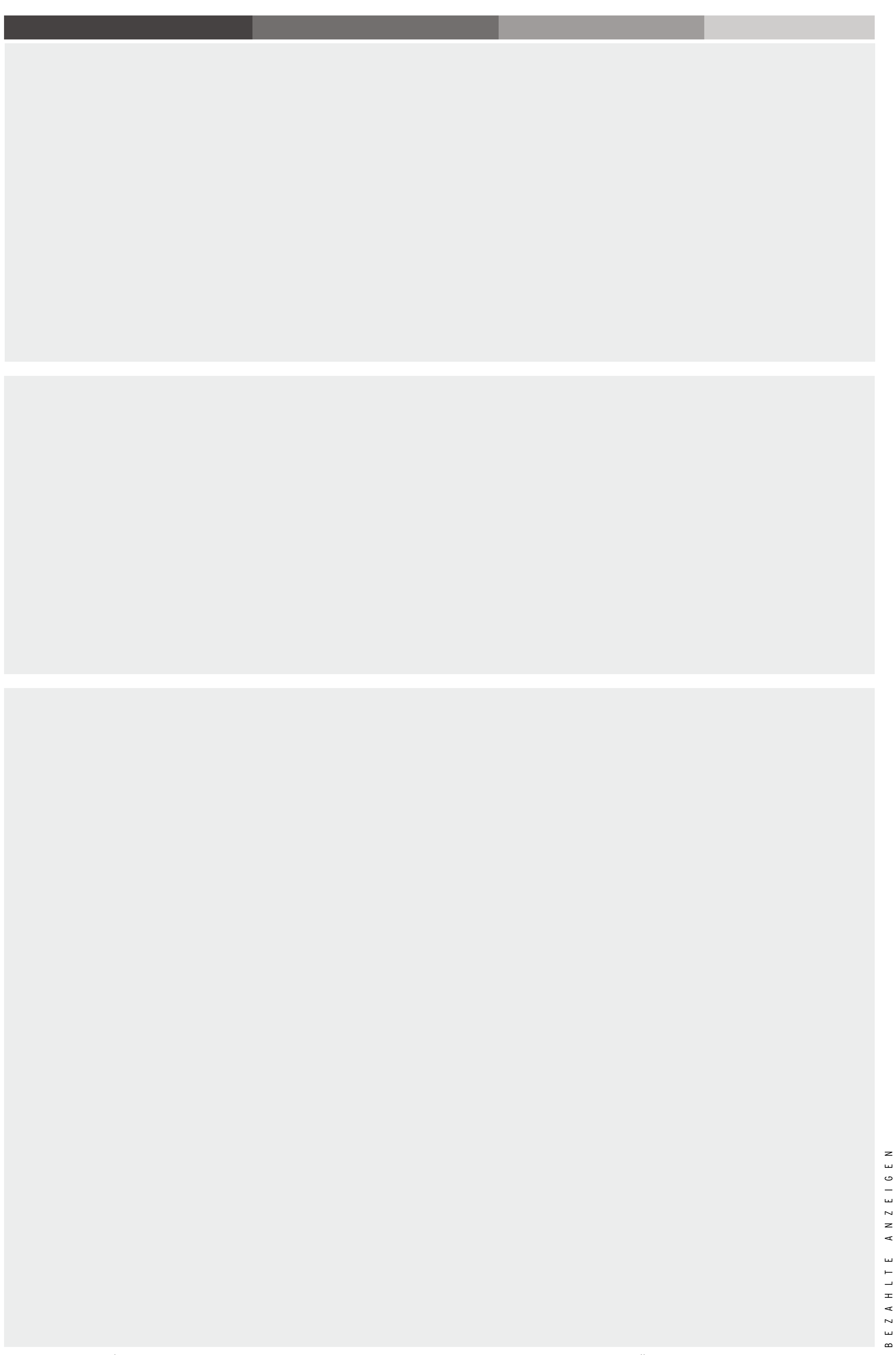
So. 01.02.15 :: 21:30 — rock
Ronin

Do. 12.02.15 :: 21:30 — rock
Watter + Holy Sons
Lilacs & Champagne

Mi. 18.02.15 :: 21:30 — stonerock
Yawning Man + Fatso Jetson
Powder For Pigeons

Fr. 20.02.15 :: 21:30 — punk/new wave
Oslow

Sa. 21.02.15 :: 21:30 — noiserock
NI + Hibagon



BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0104 / DEZEMBER 2014 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, franz xaver . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**